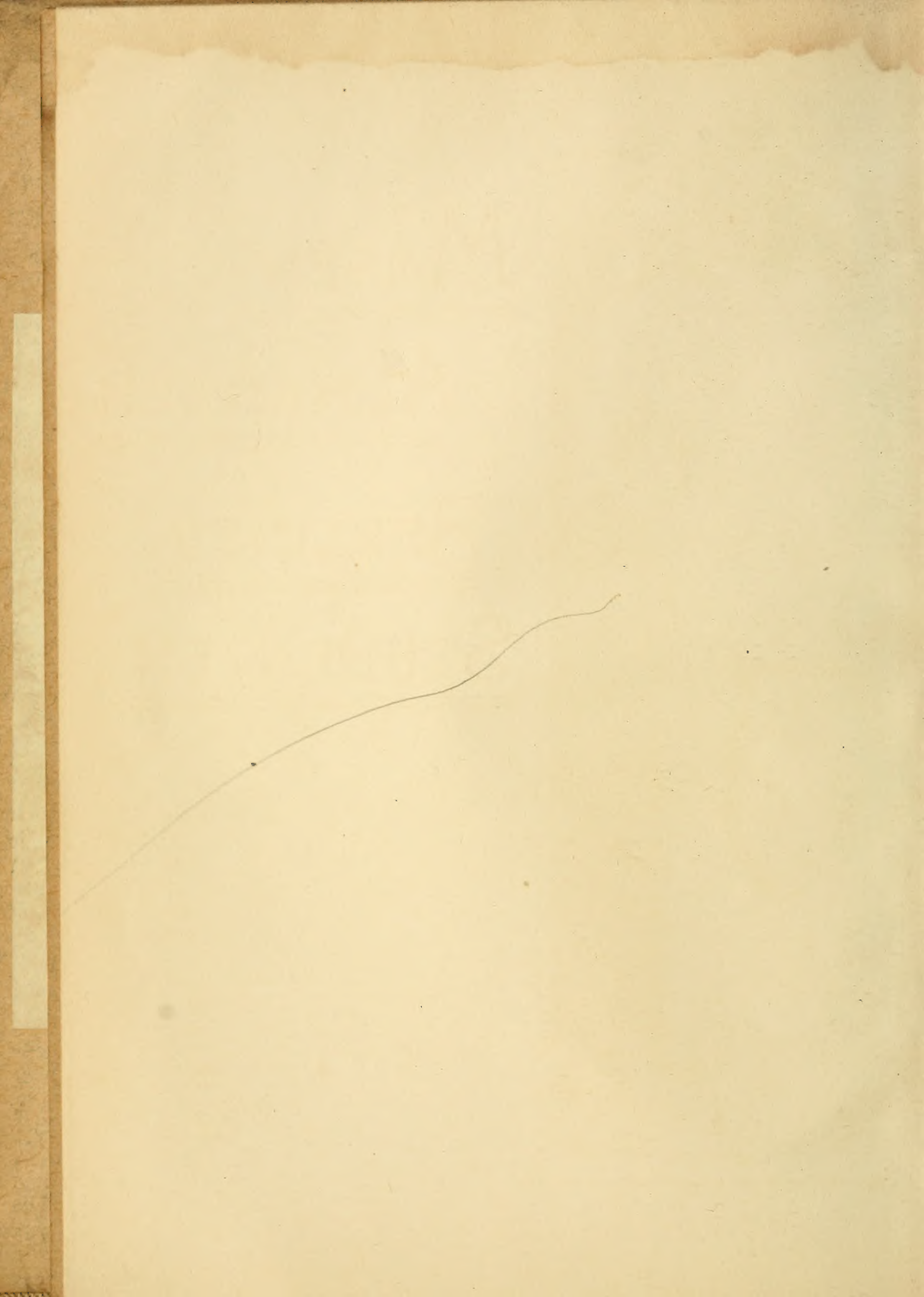


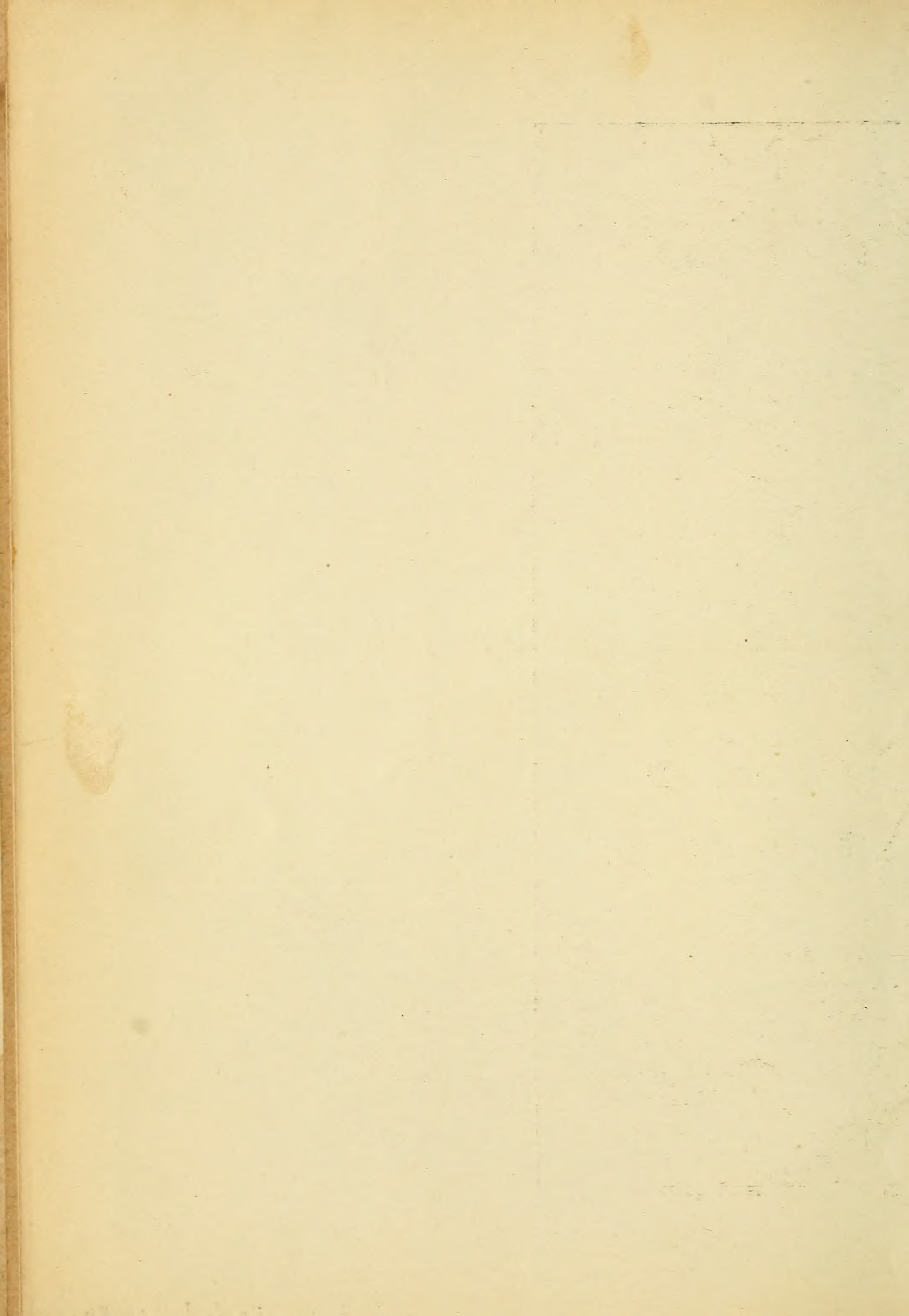
No 6896.61
THE TRUSTEES OF THE
PUBLIC LIBRARY
LUX
OMNIUM
CIVIUM
OF THE CITY OF
BOSTON
1852 : 1878



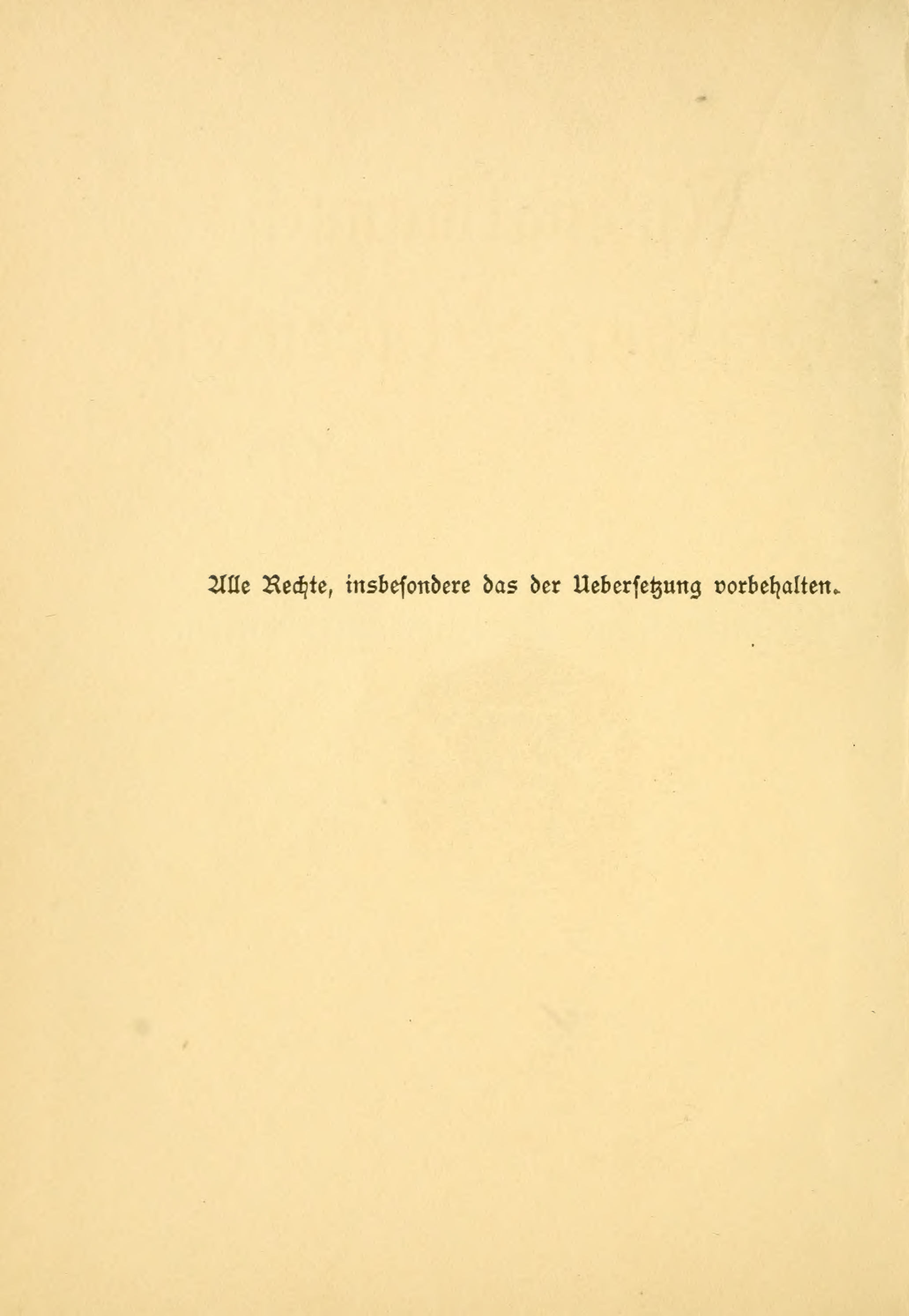


MUSEN-ALMANACH BERLINER STUDENTEN.

SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN 1896



Musenalmanach Berliner Studenten.



Musenalmanach Berliner Studenten.



Berlin.
Schuster & Loeffler.
1896.

Herausgeber sind
Gottlieb Fritz, Rudolf Kassner, Emil Schering.

Unserem alten und unserem jungen Meister

Theodor Fontane

und

Gerhart Hauptmann.

— ich habe meine Jugend.

Effi Briest.

So löse ich Deine stammelnde Zunge
und lege Deine Seele darauf —

Hanneles Himmelfahrt.

Hans Brennert.

Mahnung.

Der Mond schien weiß durch das Buchengezweig und sein
Licht fiel keusch auf die Pfade,
Und ich ritt durch die duftende Frühlingsnacht am schilfigen
Flußgestade.

Die Gestirne grüßten still hinab am matten himmlischen Dome,
Und goldig schwamm ihr feuchtes Bild auf dem nächtigen
rauschenden Strome.

Und über die silbern dämmernde Au dufteten süß die Syringen,
Und königlich zog ein Schwan auf dem Flusse mit weißen
leuchtenden Schwingen.

Sehnsüchtig seufzte die knospende Welt und es flammten die
himmlischen Säle,
Und es war als ob Himmel und Irdisches in dieser Nacht sich
vermähle.

Ich aber hielt an mein schreitendes Roß am kühlen bläulichen
Sunde
Und sah in die wonnige Nacht und dachte der traurigen
Todesstunde . . .

Mittagsgesicht.

Über die Heide fuhr linde Bö',
Du schlummertest auf dem Moose,
Und hinter den Dünen brauste die See . . .

Das silberweiße Mariengarn
Umspann die roten Stämme,
Und leise schwankte der nickende Farn.

Du schienst zu rufen in schmachtendem Traum,
Und über die schwüle Stunde
Hing schattig ein wilder Apfelbaum.

Und dein junger Leib betörte mich
Und die weichen wonnigen Arme,
Und ich beugte mich zärtlich über dich . . .

Ein Kuckuck in waldigen Gründen rief:
Ich hörte es sinnverloren
Und athmete heiß und athmete tief . . .

Und ich — — ein Schrei entfuhr mir laut —
Ich starrte tief erschrocken:
Eine Schlange hob listig ihr Haupt aus dem Kraut.

Sie wiegte ihr Haupt im Mittagslicht
Und dann war sie verschwunden,
Und ich sah verstört in dein junges Gesicht,

Und es stieg aus meiner Sinnennacht
Die Stunde im Garten Eden
Da die Schlange die Menschen sündig gemacht . . .

Winterdämmerung.

Dämmrungsstunde . . . scheidend rinnen
Abendsonnenscheines Fluten,
färben rot verblichne Wände,
küssen deine weißen Hände —
und wir schauen in die Gluten
und wir träumen und wir sinnen.

Dämmrungsstunde . . . süß und leise
lasse ich die Tasten klingen.
Zärtlich rauscht es aus den Saiten
wie ein Lied aus alten Zeiten —
leise höre ich dich singen:
Junge Stimme! Alte Weise!

Dämmrungsstunde . . . hoch in Wonne
frühe Wintersterne funkeln.
Auf zu finstren Himmelsauen
einsam meine Träume schauen:
Du nur bist bei mir im Dunkeln,
meine junge Frühlingssonne!

An meinen Schädel.

Mein lieber Schädel, altes Hirngebein,
Mein Schädel, ja, denn du bist wirklich mein:
Mein einzig Gut das nie mir jemand raubt,
Das wirklich sicher mein ist überhaupt,
Bis, wenn wir uns ein Dasein lang vertrugen,
Mein Leib einst bricht aus seinen alten Fugen.

Wenn wieder hundert Jahr mit Frost und Mai
Der schönen Erdenkugel flohn vorbei,
Wo ruhst du dann? Wo werde ich dich finden?
Im Heimatsande? Unter Friedhofslinden?
Die dich in ihren Wurzelfingern halten . . .
Die gelben Würmer sind durch alle Spalten
In dich, mein Lieber, ekelhaft gekrochen, —
Ein schönes Bild, nicht wahr, geliebter Knochen?

Vielleicht gab ein verschwenderischer Streber
Ein Goldstück für dich aus, beim Totengräber;
Und nun stehst du entrückt dem Erdenhause
In dieses jungen Forschers stiller Klause . . .
Du siehst ihm zu, wie er beim Lampenschein
Den Schädel füllt mit lauterm Weisheitswein,
So wie ich dich einst selbst mitleidig plagte,
Mit vielem Guten das dir nicht behagte . . .
Bis einmal mit den öden Augen du
Blickst einer schwärmenden Korona zu:
Da faßten sie in seinem Nest den Finken
Und lassen ihn ganz andre Weisheit trinken. . . .

Begeistert singt sein Mund! Mit Band und Mützen
Allabendlich sie um die Bowle sitzen . . .
Wie wird dir, sprich, als sie dich weihn zum Laren
Und Fidibusse in dir aufbewahren
Und dir Cigarren, um dich keck zu necken,
In das Gehege deiner Zähne stecken.
Sie höhnen dich . . . du aber denkst der Zeit
Wo auch dein Junker also sich gefreut
Und mit den Brüdern, liederfroh und edel,
Gekneipt daheim um einen andern Schädel.
Dann kommt der Lenz . . . ums Fenster sprießt der Wein,
Und auch in dich zieht warm der Frühling ein.
Und aus dem Garten kommt mit bunter Schwinge
Der schönste aller Maienschmetterlinge
Und flattert hin auf deine Knochenstirn
Und sagt dir leise was die Vögel girrn,
Und wie die Linde grünt, die Bäche eilen,
Und Himmelswolken sacht die Lüfte teilen —
Wie du auch gräulich grinsest: tief inwendig
Wird altes Maiglück doch dir neu lebendig!
Du siehst noch einmal weiß die Gletscher blinken,
Du siehst noch einmal blitzen Speer auf Speer,
Du siehst noch einmal Veilchenaugen winken,
Du siehst noch einmal das weinfarb'ne Meer . . .
So stehst du manches Jahr an deinem Platz,
Bis eines Tags in deine Nähe wagt
Sich deines Herren bräutlich schöner Schatz,
So scheu und milde wie die Himmelsmagd . . .
Du grinsest freundlich ihr ins Antlitz und erschrocken
Eilt sie davon mit wehnden goldnen Locken.

So oder nicht so! das ist hier die Frage,
Wie ich, mein Schädel, frei nach Hamlet sage.
Vielleicht liegst du im Weltmeer tief versunken,
Weil schiffbrüchig dein Herr im Meer ertrunken.
Da liegst du unter blühenden Korallen . . .
Die Tiefseefische blöd vorüberwallen.
Stumpfsinnig, kalten Auges schaun sie an
Am Meeresgrunde den ertrunknen Mann . . .
Wild kommt ein Sturm . . . die grünen Fluten kochen
Und wirbeln auseinander Haupt und Knochen . . .
Bis einst der Fischer der im Abendrot
Die Netze wirft, dich mitauffischt ins Boot.
Ein Schauder faßt ihn und er giebt dich bang
Zurück dem Meer und seinen ganzen Fang.

Wirst liegen du im grünen Gletschereis?
Weil ich zu kühn begehrt ein Edelweiß . . .
Ein schmales Stück Blauhimmel hellt die Schlucht,
Da büßt ein toter Narr die tote Sucht.
Das Murmeltier springt her durch Steingeroll,
Beschnüffelt dich gerührt und teilnahmsvoll.

Wer weiß, wer weiß, ob nicht zusammen beide
Wir doch noch ziehn durch heiße welsche Heide!
Lüftezerreißend dumpf die Trommeln dröhnen,
Und wir mit tausend andern deutschen Söhnen
In Reih und Glied . . . hoch geht der Kriegeswind,
Wer weiß ob wir nicht mit im Zuge sind!
Auf, in den Feind! Der Weinberg dort — das Ziel!
Der Sturmschritt dröhnt, es klingt das Tambourspiel,
Auf, in den Feind! Das Bajonett gefällt!

Kanonendonner überbrüllt das Feld,
Und krachend schlägt aus schwarzem Bergeshain
In unser Glied die erste Salve ein.
Der Nebenmann stürzt auf sein Angesicht —
Da — noch einmal . . . die Kugeln fliegen dicht . . .
Was wird uns vor dem Blick so rot, so rot? —
Ich glaube, lieber Schädel, das ist Tod, ist Tod . . .
Es wallen gelb des Kornes goldne Gassen,
In das wir stürzen todeswund, verlassen;
Die Sinne schwinden . . . doch vom Berge stieg
Hinab ins Land die Hornfanfare: Sieg!

Das wäre schön: im Schmuck der Waffen blitzend
Zu sterben so, sein Herzensblut verspritzend . . . .

Noch aber braust um unsere junge Stirn
Der Frühlingssturm und lockt uns auf die Auen . . . .
Noch glüht uns Wein im Becher feurig firn,
In den die goldnen Morgensterne schauen.
Sei rüstig, Bruder, bis es Abend werde,
Wo uns ans Herz zieht wieder Mutter Erde! —

Die goldene Zeit.

Dramenfragment.

Robert
(geht zur Thür des Schlafzimmers und ruft ohne hineinzusehen):

Johanna!

Johanna
(kommt von rechts in weißem Brautkleid und Schleier. Sie bleibt in der Thür stehen).

Robert:

Was soll das?

Johanna:

Weißt du es nicht?

Robert

(schweigt).

Johanna:

Es ist ja mein Brautkleid, Robert. Ich wollte dich damit überraschen. Wenn du fort warst, habe ich daran genäht.

Robert:

Was soll das alles, Johanna?

Johanna:

Du fragtest vorhin, ob ich einen Wunsch hätte. — Ich bin heute vierundzwanzig Jahre alt, und nun, wo wir niemand mehr zu fragen brauchen, wollen wir doch heiraten. Und dazu muß ich doch ein Brautkleid haben, nicht?

Robert:

Mein armes Mädel, das kann ja nicht sein.

Johanna:

Ich verstehe nicht, Robert, was du sagst. Ich habe nicht geglaubt, daß ich dazu verurteilt sein würde, deine — Geliebte zu bleiben.

Robert:

Du bist nicht meine Geliebte sondern mein Weib.

Johanna:

Ich trage deinen Namen nicht.

Robert

(schweigt).

Johanna:

Sieh, bei dir glaubte ich sicher zu sein. Du warst so ergriffen von deiner Sache, so begeistert. Du hast fort gemußt ins Ausland, du mußtest ins Gefängnis — aber du bliebst immer so wie du warst.

Robert:

Und was ist denn nun anders?

Johanna:

Du gehst eben ganz in deiner Partei auf. Ich kann ja das alles nicht verstehen und begreifen, aber es wäre doch gut, ich könnt's. Denn du wirst dich allmählich immer mehr von mir entfernen, und ich werde dich ganz verlieren. Ich werde noch bei dir sein, aber wir werden uns fremd sein. (In Thränen ausbrechend.) Und ist es nicht besser, ich gehe, jetzt, damit du wieder frei bist. Du wirst ja jemand finden der dich besser versteht.

Robert:

Aber niemand den ich so lieb habe wie dich. Was soll das alles, Johanna! Komm, du siehst so süß aus in deinem

hellen Kleide! (Er zieht sie an sich.) Komm, komm. Und nachher hängst du das Kleid in den Schrank, und wir lachen die Menschen aus die so entrüstet sind, weil wir wie Mann und Frau leben. Komm!

Johanna:

Laß das, Robert. Ich bitte dich. Ich kann jetzt nicht scherzen. So bist du immer, wenn ich ernst mit dir sprechen will. Dann ziehst du mich an dich und —

Robert:

Nun ist das nicht besser als alles Reden, womit du dir den armen kleinen Kopf zerquälst?

Johanna:

Ich zerquäle mir nicht den Kopf. Ich fühle, ich stehe vor einer Wendung in meinem Leben.

Robert:

Die Entscheidung, denke ich, hat sich vollzogen, als du damals von deinem Vater gingst.

Johanna:

Das hatte ich auch geglaubt. Aber heut, sehe ich, ist es anders. Ich bin mit dir gekommen, weil ich ohne dich nicht mehr leben konnte. Und es war ja zu Anfang auch nicht so wie jetzt. Daß es dann anders kam, daran war wohl nur schuld, daß wir uns so lieb hatten. Ich weiß den Abend noch, es war so heiß und wir kamen nach Hause — — —

Robert:

Wir hätten es nicht thun sollen.

Johanna (leise):

Robert!

Robert:

Es dauert mich um deinetwillen.

Johanna:

Meinst du denn, daß es mich reut? Meinst du, daß ich dir nicht noch einmal alles opfern würde? Wenn du mir deinen Namen nicht geben willst, so gieb mir deine Liebe.

Robert:

Ich weiß nicht, warum du an meiner Liebe zweifelst.

Johanna (schnell):

Ich habe dich nach einem zu fragen.

Robert:

Was ist es?

Johanna:

Fräulein Lindner . . .

Robert:

Nun?

Johanna:

Du warst mit ihr in London. Wie habt ihr zu einander gestanden?

Robert:

Warum fragst du das erst heut? (Schweigen.) Wir haben uns einmal vergessen.

Johanna:

(zuckt zusammen, schweigt):

Das — — das hätte ich nicht geglaubt.

Robert:

Seitdem sie bei uns ist —

Johanna:

Ich glaube dir, Robert. Aber sage Fräulein Lindner, sie solle von uns gehen. Ich ertrage es nicht mit ihr zusammen zu sein.

Robert:

Sie hat mir heute gesagt, daß sie die Absicht hat zu gehen.

Johanna:

Ich weiß, wenn sie geht, wird dir etwas fehlen was ich nie ersetzen kann. Du wirst immer weiter und weiter gehen in deinen Sachen und du wirst Niemand um dich haben —

Robert:

Sei ruhig, Johanna.

Johanna:

Kann nicht alles noch gut werden, Robert? Sieh, wenn du mich so liebst, dann laß doch anderen dein Werk. Es sind ja so viele die nur darauf warten, dich zu ersetzen. Du bist doch nicht unersetzlich.

Robert (ernst):

Nein.

Johanna:

Kehre zurück zu deiner Arbeit. Damals warst du glücklich und froh und hattest immer ein vergnügtes Gesicht. Ich war fast noch ein Kind. Und dann kam die Zeit wo du dich so oft mit meinem Vater strittest. Es mag ja sein, daß du auf dem richtigen Wege bist. Aber warum willst du unser Glück mit auf die Wage werfen?

Robert:

Johanna, du weißt nicht was du sprichst. Ich soll wählen zwischen dir und den andern? — Lege das weiße Kleid ab. Ich darf nicht, Johanna.

Meta
(in eleganter Toilette zum Ausgehen gerüstet).

Johanna
(ab in ihr Schlafzimmer).

Meta (sieht Johanna nach):

Nun, Robert?

Robert:

Wohin?

Meta:

O nur einige kleine Besorgungen. Sie wissen ja — wenn Damen reisen —

Robert:

Sie sind fest entschlossen?

Meta:

Fest.

Robert:

Vielleicht ist es doch nicht nötig. Johanna weiß alles.

Meta:

Und was sagt sie?

Robert:

Sie ist sehr aufgeregt, das arme Kind. Aber sie wird sich beruhigen. Und dann können Sie bleiben, jetzt gerade müssen Sie bleiben, damit sie sieht, es ist aus zwischen Ihnen und mir.

Meta:

O Robert, was reden Sie sich ein. — Ich will nicht sehen, daß Sie unglücklich werden.

Robert:

Ja, wenn Sie gehen, dann werde ich es vielleicht.

Meta:

Sie werden's auch, wenn ich bleibe. Johanna wird Ihnen immer nur eine Genossin in der Liebe sein, niemals aber in dem großen Leben in dem Sie stehen. Und das wird ihr nicht genügen.

Robert:

Das wissen Sie nicht.

Meta:

Ich weiß es.

Robert

(blickt erstaunt auf).

Meta:

Ich sah, sie ging von Ihnen im Brautkleide. Wollen Sie wirklich Ihr jahrelanges Wirken wiederrufen.

Robert:

Nein. Aber mein Gott, begreifen Sie dieses Mädchen denn nicht das so plötzlich herausgerissen wurde aus ihrem Kreise. Wie sollte sie alles verstehen was auf sie einstürmt. Ich bitte Sie, denken Sie doch einmal, wie verblüfft Sie waren, als Sie zum ersten Male in die Dinge hineinblickten in denen wir jetzt leben.

Meta:

Ich war verblüfft. Zugegeben. Aber ich habe mich nicht dagegen gewehrt. Doch Johanna wird kämpfen dagegen, bis sie erliegt!

Robert:

Wenn Sie recht hätten — (Er eilt zum Schlafzimmer.) Johanna!

Meta:

Warten Sie! Ich gehe. (ab.)

Johanna

(im Hauskleide, ein kleines Bündel tragend).

Robert:

Bist du nun ruhig, Johanna?

Johanna:

Ja, ich bin ganz ruhig.

Robert:

Du hast geweint?

Johanna:

Ja.

Robert:

Und nun hast du eingesehen, daß ich Recht habe. Daß ich nicht anders kann.

Johanna:

Du hattest Recht.

Robert:

Ich habe es mir gedacht. O, Johanna, ich bin ja so glücklich! (Er zieht sie an sich.) Johanna!

Johanna:

Laß ab.

Robert:

Was ist dir? Ich denke du hast mich verstanden.

Johanna:

Ja, ich habe dich verstanden, Robert. Ich habe verstanden, daß du ganz glücklich, ganz frei sein kannst, nur wenn wir uns trennen. Und deshalb werde ich gehen, fort von hier (sich abwendend), fort von hier — — —

Robert:

Fortgehen? Du willst fortgehen?

Johanna:

Ja, Robert. Ich weiß es seit heute, du liebst mich nicht mehr. Es ist ja nicht deine Schuld. Wir dürfen uns irren. Und darum kann ich nicht mehr bei dir bleiben. Ich gehe noch heute, jetzt. Es war gut, daß wir uns nicht gebunden hatten.

Robert:

Und was soll werden aus mir?

Johanna:

Du wirst frei sein und groß werden unter deinen Genossen.

Robert:

Aber ich werde allein sein. Und was soll werden aus dir?

Johanna:

Sorge nicht um mich. Ich werde meinen Weg allein finden.

Robert (forschend):

Du willst dir doch kein Leid anthun?

Johanna:

Besorge nichts. Ich gehe nicht allein . . .

Robert (erschüttert):

Johanna, vergieb mir!

Johanna:

Ich werde gehen, Robert. Und Du sollst arbeiten für deine Sache. Und wenn du einmal Feierabend machst, dann will ich wiederkommen, mit unserem Kinde, und dann wollen wir uns erzählen von der goldenen Zeit wo wir glücklich waren.

Robert
(setzt sich müde am den Schreibtisch):

Wohin willst Du?

Johanna:

Du wirst es erfahren. Meine paar Sachen stelle bereit. Ich bin ja arm zu dir gekommen. Ich lasse alles holen. Dein Haus ist in Ordnung. Geld und Wirtschaftsbuch liegen drinnen. Nun will ich gehen. Komm, Robert. Lebe wohl!
(Sie beugt sich über ihn und küßt ihn auf die Stirn.)

Robert (regungslos):

Bleibe!

Johanna:

Ich darf es nicht, Robert. Lebe wohl.

Robert
(steht unsicher auf).

Johanna
(zur Flurthür, bleibt nach einmal stehen und wendet sich um, als wolle sie zurück. Dann richtet sie sich hoch auf und geht hinaus).

Robert
(geht langsam zum Fenster, zieht die Jalousie auf und blickt aufrecht hinaus).

Meta
(tritt ein und betrachtet ihn).

Robert
(setzt sich wieder, ohne sie zu sehen).

Meta
(streichelt ihm das Haar):
Nun, was ist denn — so in Gedanken?

Robert:
Sie haben Recht behalten. Die Mutter meines Kindes ist von mir gegangen.

Meta (atmet tief auf):
Jetzt werde ich bleiben. Wir wollen zusammen arbeiten — für die goldene Zeit.

Robert (fest):
Sie werden nicht bleiben! (Langsam.) Meine goldene Zeit ist dahin. Ich werde jetzt kämpfen für die goldene Zeit der andern.

Loewe
(tritt ein, unterm Arm eine Sectflasche, aus der Tapetenthür).

Meta
(tritt von Sanders Sessel zurück).

Loewe:
Hurrah, der Frühstückstisch ist fertig! Wo ist denn das kleine Fräulein? (Er sieht sich flüchtig um.) Hier ist auch der Sect. Da ist ja wenigstens Herr Sander, das neue Mitglied des Reichstages. (Er geht rasch auf Robert zu und ergreift dessen Rechte.) Meinen herzlichsten Glückwunsch, Herr Sander.

(Der Vorhang fällt rasch.)

La paloma.

Mich rief es an Bord, es wehte ein frischer Wind
Zur Mutter sprach ich, o bete nun für Dein Kind. —
Mexikanisches Volkslied.

Es war ein köstlicher Sommervormittag, und ich wanderte, die Büchse über die Schulter gehängt, auf dem Iserkamm dahin.

Unten in dem düsteren Felsenkessel eines alten Steinbruchs hatte ich ein paar Stunden nach der Scheibe geschossen und war dann durch den Wald bergan gestiegen.

Ich wollte nach dem Hochstein, jenem schroffen Gipfel der so hell vom Iserkamm in das Land hineinblickt nach Böhmen und nach Schlesien.

Langsam schlenderte ich fürbaß . . . Die Bergsonne brannte oben über den Tannenspitzen. Mir zur Linken sah ich zwischen den Stämmen des Hochwalds ab und zu das Thal heraufgrüßen und jetzt öffnete sich sogar der Waldesabhang weit in breiter Lichtung . . . Ich blieb stehen.

Die Lichtung senkte sich steil und weit in das Schreiberhauer Thal herab; sie war vom roten Heidekraut überblüht, und unten lag Schreiberhau mit seinen grünen Matten, mit seinem Sandsteinkirchlein und mit seinen Dächern und weißen Häusern aus denen der Mittagsrauch aufstieg . . . am Riesengebirge jenseits des weiten Thals hingen weiße Wölkchen, und bei der alten schlesischen Baude qualmte irgend wo im Walde ein Meiler.

Ich ließ mich auf einen Baumstumpf nieder und ließ meine Blicke hinüber schweifen zu den himmelhohen Bergen hinter denen das goldene Böhmen liegt.

Dort drüben auf dem Kammpfade des Riesengebirges war ich ihr neulich seit drei Jahren zum ersten Male wieder begegnet.

Das letzte Mal sah ich sie im Theater am Arme ihres Gatten, eine schöne junge Frau.

Es wurde still in mir: denn alte Zeit wurde wieder lebendig.

Ich sah das alte Haus wieder, zu Berlin: im alten Herzen von Berlin, an der Spree, das der Große Kurfürst gebaut haben sollte.

Ich sah den alten wilden Garten wieder hinter dem Hause, mit seiner verwitterten Sandsteinterrasse und dem uralten Gartenhäuschen.

Und ich sah mich und sie wieder vor dem Gartenhäuschen in der Sonne sitzen und hörte sie erzählen von dem Schlänglein mit der goldenen Krone das im Hause umgehen sollte, wie die alte Hauschronik berichtete.

Ach, ich glaubte damals alles, alles was sie mir erzählte. Die ganze Liebesleidenschaft deren man als junger Fuchs fähig ist — ich fühlte sie heut leise wieder in mir erschwingen.

Wir waren glücklich . . . aber mein lieber Schatz war unvorsichtig! Sie ließ eines Abends, als sie sich mit der strengen Großmutter zur Nacht rüstete, mein Bildnis ihrem Busenfürtuch entfallen, wodurch unserem Liebesfrühling ein früheres Ende bereitet wurde, als wir uns je hätten träumen lassen. Es war sehr traurig.

Der Herr Vater meines holden Lieblings schrieb mir einen empörten Brief in dem die Glanzstelle war, daß auch er in seiner Jugend Liebeshändel gehabt habe, er habe seinen Verkehr jedoch nur auf Handwerkertöchter beschränkt.

Ich bewahre diesen Brief noch heute auf! — Auch den andern den sie mir schrieb! Der mir den Abschied gab . . .

Die Jahre sind gekommen und gegangen. Wir sind nicht an gebrochenem Herzen gestorben. Sie hat vorgezogen einem wackeren Arzt ihre weiße Hand zu reichen, und ich durfte mich bald anderer Tröstungen erfreuen . . .

Aber die Bitterkeit ist geblieben mit der ich damals gehen mußte . . . nun, wer hat dergleichen nicht erlebt! —

Und nun blühte mir zu Füßen das rote Heidekraut bis hinab zum Thal von Schreiberhau!

Und es war so still auf den Bergen.

Ich blickte noch immer hinüber zur mächtigen Wand des Riesengebirges die so duftverschwommen im Mittagslichte stand. Es war dort drüben bei den Schneegruben wo ich sie getroffen. Es war am späten Nachmittag.

Sie stand am Rande der grausigen Tiefe. Es war ein grauer Tag . . . Die Wolken zogen trübe am Berghimmel dahin, und um den cyklopischen Felsenbau des neuen Gasthauses wehte ein brausender Wind von Böhmen her.

Ich trat aus der Gaststube ins Freie: es war kühl in der Luft und kein Mensch war auf dem Felsenplateau.

Und ringsum eine schwere düstere Stimmung.

Und da sah ich eine Gestalt am Rande der Tiefe stehen und unbeweglich hinabblicken in den gähnenden Abgrund, der sich mit schroffen Wänden nach dem Schreiberhauer Thal hin öffnet.

Ich hatte ihr Gesicht noch nicht gesehen. Aber mein Herz schlug mir wie damals, als ich sie zum ersten Male gesehen, in dem alten Hause zu Berlin, damals, als sie in die Studierstube ihres Bruders trat, hochgewachsen und jugendschön.

Mein Herz schlug mir wie damals; denn ich habe sie dort oben bei den Schneegruben sofort erkannt. Sie griff nur mit der Hand nach dem Rande ihres Hutes, als er im Winde hochwippte, und daran erkannte ich sie wieder, nach drei Jahren . . . ohne ihr Antlitz zu sehen.

Und während ich hinblickte auf das wilde Landschaftsbild zu meinen Füßen, war es mir als sähe sie mich von der Seite lange an. . . . Ich stand noch eine Weile, nur den Blick in die Tiefe gerichtet, dann wandte ich mich und ging. Sie sollte mich nicht sehen!

Als ich an der kleinen Schneegrube war, sah ich noch einmal hinüber . . . Sie stand noch immer oben am Rande, und hinter ihr der graue Regenhimmel mit ziehenden Wolken, und oben ragte der himmelhohe düstere Felsenbau des neuen Hotels in die Lüfte . . .

Ich sehe sie noch immer stehen, allein oben in wilder Bergeseinsamkeit, am schroffen Abgrund und unbeweglich hinabstarren in das Thal . . . der weiße Schleier flog um ihr Haupt

— der weiße Schleier — alles wie damals . . . damals, als wir durch die verschneiten Wälder dahinsausten auf dem blinkenden Eise des Stromes . . . durch die märkische Heide.

Ich sah noch einmal hinauf zu ihr . . . Sie hatte sich jetzt umgewendet: aus der Baude kam ein Schwarm Touristen, und der Wind wehte Fiedelklänge herab zu mir, die aus der offenen Thür der alten Baude klangen . . .

Und dann stieg ich abwärts in der Richtung zum Reifträger. Am nächsten Tag fand ich ihren Namen auf der Fremdenliste in Schreiberhau.

Ich schrak auf . . . ich hatte mich verträumt und wollte doch nach den Hochstein. Das reizende Bild zwischen den schwarzen Tannenwänden die an beiden Seiten der Lichtung die weite Landschaft einfaßten, wurde mir erst jetzt wieder bewußt.

Ich hatte hinübergestarrt nach dem Riesengebirge, weltvergessen.

Und alles um das bischen Erinnerung!

Und gedankenvoll beugte ich mich von meinem Sitz; ein Eidechslein spielte mir zu Füßen, ich aber pflückte einen Büschel Heidekraut und steckte ihn in die Mündung meiner Büchse, als ginge es zum Schützenfest.

Dann stand ich frohgemut auf und schlug wieder den Pfad zum Hochstein ein, der zwischen düsteren Klippen durch den Wald führt.

Ich trat ins Freie. Vor mir lag der Hochstein mit seiner Felsentreppe die zwischen Brombeerbüschen sich zur Baude hinanwindet.

Die kleine Thür der Baude stand offen, und ich stieg empor zu ihr, um meinen Morgentrunk dort oben zu halten.

Das Gastzimmer war leer. Die Kellnerin nur war darin und brachte mir wie jeden Morgen mein Glas Vöslauer.

Und dann drehte ich mir vergnügt den Schnurrbart und blickte durch die offne Thür von meinem Platz aus hinab und hinaus in das strahlende Hochgebirge.

Die Kellnerin machte sich am Orchestrion zu schaffen das in der Ecke des Zimmers stand. Ich verstand diesen Wink und fragte:

Nun, haben Sie ein neues Stück auf der Walze?

Ja, ein wunderschönes Stück. Es ist schön zum Wahnsinnigwerden.

Nun, nun, sagte ich. Was ist es denn?

La paloma! Die weiße Taube, sagte sie und lächelte.

Ah, la paloma! — lachte ich. — Das müssen wir hören, bitte. Und ich reichte ihr den Zaubergroschen der das Musikwerk in Bewegung setzte.

La paloma!

Ich schüttelte das Haupt. Es war als sollte mich heut alles an vergangene Zeiten erinnern: La paloma! —

Ich sehe mich und mein untreues Liebchen wieder sitzen in dem Gastzimmer am überfrorenen Tegeler See. Der Winterabend verglühte in der flachen Ferne, und durch die Fenster fiel roter Schein .... ich saß am Klavier und spielte La paloma. Mein lieber Schatz und ihr treuer Bruder lauschten.

Nachher als wir durch die Mondnacht heimliefen, summte ihr kleiner roter Mund die schwermütige Weise und ihre Hand lag in der meinen, zärtlich und weich ....

Ich erzählte leise die Sage vom unglücklichen jungen Kaiser von Mexiko der sein Leben unter den Klängen dieses Liedes verhauchte.

Und als der Bruder am Ende der Fahrt vorausstürmte, um bei unserer Ankunft mit den Mänteln bereit zu sein, da blieben wir allein stehen in der einsamen Wintermondnacht mitten im Wald auf dem Eise des Flusses, und sie bot mir in jungem Jubel den Mund zum ersten Kusse . . .

La paloma . . . „Le jour où quittant la terre —“

Die rührenden Erinnerungen wurden mir unbequem. Ich war doch jetzt ein anderer als damals und hatte gekämpft es zu vergessen und war glücklich geworden, ein glücklicher freier Mann . . .

Das Musikwerk hatte zu spielen begonnen. Ich trank meinen Wein aus und blickte still in das Glas . . . es war doch eigen!

Die Kellnerin saß mir gegenüber am Tisch und lauschte verklärt dem Klange.

Es war ganz still im Zimmer . . .

Ich blickte an dem jungen Mädchen vorbei, immer durch die offene Thür hinaus, nach dem Gebirge hinüber, nach dem Reifträger hin, der mit bemoostem Haupt im Schmuck seiner tausend und abertausend Semester über das Thal zu mir herüberblickte.

Das Musikwerk holte zum zweiten Verse des Liedes aus.

Und mit einem Male stand eine schöne Frau in der offenen Thür der Baude.

Es war die Liebe meiner Jugend mit ihrer stolzen Haltung, ihrem zarten Gesicht und der schimmernden Haarkrone.

Ich stand auf und blickte ihr betroffen entgegen; mein Auge ruhte fest auf ihr.

Sie blickte mich still aus ihren dunklen Augen an und dann trat sie ein.

Um ihren Mund schwebte ein flüchtiger Gruß und befangen ließ sie sich am Tische nieder. Die Kellnerin brachte ihr Milch und ging dann hinaus . . .

Das Orchestrion spielte noch immer La paloma.

Das Antlitz hatte sich ihr beim Berggang gerötet, und nun hob sie den Schleier und sah mich an. Unsere Blicke trafen sich.

Ich sah, sie erkannte mich jetzt erst.

Und dann wieder Schweigen.

Das Orchestrion spielte noch immer La paloma — eintönig und schwermütig.

Mein untreuer Schatz sah mit unsicherem Blick vor sich hin. — Stellen Sie, bitte, das Lied ab: ich kann es nicht mehr hören, flüsterte sie.

Ich verneigte mich und folgte der Bitte sofort.

Oh! les gais matelots
qui chantent sur les flots . . . .

sang es aus dem Musikwerke . . .

Dann brach die Weise jäh ab.

Ich hängte die Büchse um die Schulter, nahm den Heidekrautbüschel aus der Mündung und legte ihn vor Marianne auf den Tisch.

Marianne ließ das Haupt sinken und schluchzte bitterlich.

Ich hatte mich erhoben und mit ehrfurchtsvollem Gruße schritt ich hinaus.

„Mich trieb es zu Thal ... es wehte ein frischer Wind ...“ er kam aus dem Thal.

Und während ich nieder stieg, sang ich in die Bergluft hinein:

Le jour où quittant la terre pour l'Océan
Je dis: priez Dieu, priez Dieu pour votre enfant!
Ich sang das ganze Lied.
Der Wind trug es empor zum Hochstein . . .

Ludwig Strefler.

Liebesmorgen.

Welch neuer, zaub'rischer Ton
Erbraust im tiefsten Herzen mir?
Er flutet hin, er flutet her,
Er schwellt die Seele so weit, so weit,
Sie wogt, sie flattert
Wie weißlicher Nebel im Morgenschein.
Sei mir gegrüßt, du goldene Sonne,
Du kommst und bannst die nächtliche Qual.
In lichter Bläue jubelt die Lerche
Ihr Lied über grünende Frühlingsfluren,
Schmeichelnder Sonnenschein
Kost mir die nagende Pein
Heiter hinweg.
Sonntagsfrieden und Frühlingslust
Klingen und singen
Friedlich und sehnend
Mir in der Brust.

Arthur Eich.

Ungewißheit.

Warum mußte ich es schauen?
Innig drückst du Lipp' und Wange
Kosend auf ein weich Gefieder
Und verweilst so, quälend lange —

Soll ich's deuten mir, du möchtest
An der Taube Statt mich wissen,
Neigen sich zwei teure Lippen
Heißem Sehnen dich zu küssen?

An einem Krankenbett.

Woher die Wandlung
In dem Geschick?
Ist denn so mächtig
Ein Augenblick,

Daß er dich wandelt
Halb fiebernd, halb kalt:
Heiß ist das Köpfchen,
Kaum warm die Gestalt.

Ein flackernd Licht statt einer Lampe
Steckt' ich zu Hause stumm mir an;
Ich glaube, daß mir in Gedanken
Dabei wohl eine Thräne rann.

Hilfe.

Milder Regen niederrinnt
Auf das trockne, dürre Land.
Sei gesegnet, du ersehnter
Gruß aus Gottes Vaterhand.

Christ vom Himmel fuhr hernieder;
Gottes Liebe hilft so gern
Menschenseelen welche dürsten
Nach Erlösung in dem Herrn.

Werner Wolffheim.

Sieh, mit lüsternen Dolden — —

Sieh, mit lüsternen Dolden
Beugt sich der Flieder
Auf dein Mieder.

Fühl, von duftenden Blüten
Glut strömt hernieder,
Löst die Glieder.

Horch, aus neigenden Zweigen
Wiegen uns Lieder
In Träume wieder.

Gottlieb Fritz.

Heimkehr.

Da ich aus der Fremde
Durfte heimwärts kommen,
Hab' ich Stab und Ränzel
Froh und still genommen.

O wie schritt ich eilig
Hin, in süßem Träumen
Sah ich rote Dächer
Zwischen grünen Bäumen.

Als die Heimatbächlein
Mir zur Seite flossen,
Hat in Jubelliedern
Sich mein Herz ergossen.

Bin ich da? wie einstmals
Klirrt die Gartenpforte,
Alles steht so traulich
An dem alten Orte.

Und es nickt mir rauschend
Zu die alte Linde.
— Ob ich Sie wohl drinnen
Bei der Mutter finde?

Leise will ich, sachte
Bis zur Thüre gehen,
Eine kleine Weile
Muß ich lauschend stehen.

Am Feuer.

Es knistert im Ofen das Feuer so sacht,
Es tanzen die hüpfenden Lichter,
Sie locken und ziehen mit heimlicher Macht
Herbei die vertrauten Gesichter.

Sie gleiten und schweben so nahe heran,
Und huschen, verschwinden ganz leise,
Ein jedes befragt dich, eh es zerrann,
Eindringlich auf eigene Weise.

Dann suchst du nach Antwort und findest sie nicht,
Starrst in die verlöschenden Flammen,
Vergräbst in die Hände das heiße Gesicht —
Was willst du dich mühn?
Die Funken verglühn,
Es stürzet die Asche zusammen.

Georg Koch.

Slavisches Motiv.

Duftende Birken bind'
Vor meine Thür
Und vor mein Fenster wind'
Guirlandenzier,
Dann komm zu mir, mein Kind,
Nach deinen Wangen
Die so herzlieblich sind,
Geht mein Verlangen.
Nach deines Lippenpaars
Schwellender Purpurpracht,
Nach deines Lockenhaars
Tiefschwarzer Wundernacht,
Nach deines Augenpaars
Köstlicher Zaubermacht
Geht mein Verlangen,
Geht mein Verlangen.

Carl Bulcke.

Wandernde Wünsche.

Als ich so zählte fünf, sechs Jahr,
Mein Sehnen ein Schloß und ein Fürstentum war;
Zehn Jahre später wollt ich, o weh,
Eine Villa kaufen am Komersee.
Und wieder zehn Jahre: ein kleines Haus,
Drin ruh ich nach Lust und Leiden aus;
Und in kommenden Jahren, vielleicht fällt mir ein,
Es braucht nur ein Stein und ein Hügel zu sein.
Doch des einen bin ich gewiß geworden,
Es muß in der Heimat sein, — hoch im Norden.

Junge Morgenstunde.

Trat mit süßem, verträumtem Mund
Heut eine junge Morgenstund
An mein Lager heran:
„Steh doch auf, junger Mann!
Schau, ich hab schon im Garten gesteckt,
Bin schon fleißig gewesen,
Hab die schönsten Blumen zum Blühen erlesen
Und viel, viel kleine Mädchen aufgeweckt!
Ach, und die sehn heut so niedlich aus,
Vor der Schürze trägt jede 'nen Blumenstrauß,
Und jede möcht gern einen Knaben
So recht für morgens zum Küssen haben!
Schau, eh die Sonne aufgegangen,
Sind sie am leichtesten einzufangen.
Und ist erst einmal der rechte da —
Nun, die Spröden kennt man ja!
Mir ist's just heut auch so gegangen,
Ich stand da mit roten Wangen,
Denk, Gottvater hat sich heute —
Und der ganze Himmel war voller Leute —
Zu einem Morgenküßchen bequemt!
Ach, ich dumme Morgenstund
Reichte ihm nur so hin den Mund,
Hab mich garnicht geschämt!
Geh, mach's auch so, schnell,
Schnell! Steh auf, fauler Gesell!"

In Sehnsucht.

Wohl sind die Mädchen noch heute so schön
Als zu deinen Tagen,
Wohl leuchtet die Sonne noch heut auf den Höhn,
Und die Herzen schlagen,

Wohl schwebt meine Seele noch heute frei
In Schönheitsverlangen,
Doch die rechte Freude ist nicht mehr dabei,
Seitdem du gegangen . .

Cläre.

Aus eignem Herzen geboren,
Nie besessen, — dennoch verloren.
Th. Storm.

Und als ich's heut schwarz auf weiß gelesen,
Du seist nun wirklich des anderen Braut,
Ich bin ganz still und ruhig gewesen,
Ich sah vor mich hin und sprach keinen Laut.

Kein Seufzer und keine einzige Thräne —
Ich hab deiner treulosen Liebe gedacht;
Und auf einmal biß ich zusammen die Zähne
Und habe gelacht, und habe gelacht . .

Und doch!

Ich hebe trutzig meine Klinge:
Komm her, Kumpan! wehr deine Haut!
Ich heb mein Trinkglas auf und singe:
Sing mit, Kumpan! Und wenn du singst, sing laut!

Und röter wird die blasse Wange,
Und immer toller kreist mein Blut;
Bin nicht vor Tod und Teufel bange,
Ich schlag mich durch mit frechem Mut!

Und wenn's Frau Venus mit mir triebe,
Und lockt ihr Mund auch noch so rot —
Ich bin gefeit vor List und Liebe,
Rührt mich nicht an, dies Herz ist tot!

Und doch: ich brüte oft ins Leere,
Und doch: ich starre vor mich hin —;
Ich hab dich lieb gehabt einst, Kläre,
So lieb, so lieb, daß ich jetzt elend bin . . .

Sommernachmittag.

Im Sommer, wenn wir in den kühlen Stuben saßen,
Den Gutshausstuben mit den weißen Dielen,
Wenn durch das Blattgerank am Fenster Strahlen fielen,
Und wir die Welt rings um uns her vergaßen,
Wenn der Nachmittag brütend seine Netze spann —
Du lachtest plötzlich auf: „Was siehst du mich so an?“

Junge Tote.

Warum, du junge Tote, quälst du mich?
Du bist ja längst gestorben und begraben.
Was hab ich dir gethan? Ich liebte dich.
Heb dich hinweg, und ich will Ruhe haben.

Noch über grünen Rasen schreiten wir,
Im Purpur funkeln die gefüllten Gläser;
Wir haben Recht auf Lebensfreude hier,
Bald wehn auch über uns die Kirchhofsgräser.

Kehr in dein Grab zurück und ruh dich aus,
Ich will auf deinen Hügel Blumen streuen
Und deiner denken in des Lebens Haus —
Doch bis zur Nacht mich noch des Tages freuen.

Frohe Ahnung.

Ich sehe die Heimat im Mondschein,
So still ist die Sommernacht, —
Die reifen Felder sind leuchtend
Von Sternen überwacht,

Die See rauscht ganz von Ferne
In all die Stille hinein,
Die Hirsche röhren im Walde,
Im Juli muß es sein, —

Heut war mir's, als der Frühling
Sich in das Herz mir stahl,
Als dürft' ich noch erleben
Das alles auf einmal.

Auf der Haide.

Soweit das Auge schaut,
Blaues, blühendes Haidekraut,
Und überall Sonne.

Bienen summen um Blatt und Blüt',
Es ist sehr still. — Der Mittag glüht,
Glüht auf der Haide.

Mir fallen Kindergeschichten ein;
Bin nicht mehr arm, nicht mehr allein,
Weiß nichts vom Leide.

Was willst du, lang vergessner Laut —?
Ich liege still im grünen Kraut —
Sonne, liebe Sonne.

Albert Baumgarten.

Frieden.

Leis senkt sich des Abendtaus kalte feuchte
Hand auf Wald und Flur, wie die Hand des Vaters
Auf die fieberglühende Stirn des Kindes,
Nacht wird es wieder.

An des Himmels dunklem Gewölbe flimmern
Bald Myriaden Sterne, als wären's Kerzen
Eines Doms und leuchteten der Natur zum
Abendgebete.

Alle Leidenschaften mit Lust und Schmerzen,
Die das Thun und Treiben der Menschen leiten,
Scheinen hier auf einmal besiegt, und Sieger
Göttlicher Frieden.

Eduard Schmidt.

Splitter.

Mancher hält sich deshalb für höchst gewandt, weil seine Mitmenschen ihm so geschickt aus dem Wege gehen, daß er nirgends anstößt.

Eine Fabel.

Zwei Wanderer gingen zusammen auf der Heerstraße.

„Wie weit mag es bis zur nächsten Stadt sein?“ fragte der eine.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete der andere, „aber dort hinten sehe ich einen Menschen kommen; den wollen wir fragen.“

Der erste darauf: „Du irrst. Das ist gar kein Mensch, sondern ein Baumstumpf!“

Der zweite: „Gewiß ist es ein Mensch; ich kann jetzt unterscheiden, daß es ein Mann ist.“

Der erste: „Auf keinen Fall! Es ist eine Frau.“

Der zweite: „Und nun sehe ich auch, daß er einen blauen Rock anhat!“

Der erste: „Wie man nur so kurzsichtig sein kann! Der Mann hat gar keinen Rock an, sondern geht in Hemdärmeln!“

Der zweite: „Nun kann ich sogar die Knöpfe des Rockes zählen. Es sind vier.“

Der erste: „Nein! Es sind fünf!“ —

Inzwischen kam der Mann ganz dicht heran und siehe da, er hatte wirklich fünf Knöpfe am Rocke.

„Siehst Du,“ sagte da der erste Wanderer zum zweiten, „wer wieder einmal Recht hatte! Aber Du mußt mir natürlich immer widersprechen!“

Otto Hallmann.

Sommernacht.

Mit Zaubermacht
Geht durch die Nacht
Ein leises Kosen;
Im Mondesglanz
Wiegt sich der Kranz
Von zarten Rosen.

Im hellen Schein
Erglänzt der Hain,
Still Blumen sprießen;
Vom fernen Teich
So seltsam weich
Die Schwäne grüßen.

Des Menschen Herz
Vergißt den Schmerz
Und jede Klage;
Träumend von Glück
Denkt es zurück
An schöne Tage.

Heinrich Spiero.

Der Einsame.

Du schwörst nicht zu uns, unseliger Thor,
Nicht zu uns denen froh sich die Jugend verschwor
Zu ewigem Ruhme?
Willst wandern allein, willst bleiben zurück?
Nun gut, wir wünschen dir herzlich Glück
In deinem Heiligtume.

Und lachend zerstob der höhnende Schwarm,
Brust an Brust und Arm in Arm,
Große und Kleine.
Und einsam blieb, das Haupt in der Hand,
Träumend den Blick zur Ferne gewandt,
Der Eine.

Was wollt ihr mir denn, ihr alle zumal,
Was störet ihr mir mit bitterer Qual
Den seligen Frieden?
Singt eure Weise, singt sie für euch,
Doch laßt mir in der Dichtung unendlichem Reich
Was mir beschieden.

Ich kann ja singen nicht so wie ihr,
Ich kann nicht verlassen mein ewig Panier
Für das eure.
Singt ihr des Lebens Elend und Not,
Ich sing von der Zukunft Morgenrot
Das Lied, das ungeheure.

Und er sang's. Und es brauste ihm aus der Brust
In heiligem Weh, in heiliger Lust
Mit göttlicher Wärme.
Kam niemand doch ihm zu lauschen herbei,
Sein Lied verhallte im lauten Geschrei,
In Tages Lärme.

Ein Kind nur ist gekommen den Pfad,
Und wie es staunend vernommen hat
Des Liedes Rauschen,
Da geht es zum Sänger nah heran,
Und setzt sich aufs Kuie dem verlassenen Mann
Zu lauschen.

An Detlev von Liliencron.

„ . . . Den Philisterseelen,
Den kleinen, engen bin ich satt zu singen“.

Satt bist du, den Philisterseelen
Zu singen, ihrem engen Hirn.
Ein neues Drängen will dich quälen
Des Lebens Lust nichts mehr zu stehlen,
Und bitter willst du nun uns hehlen,
Was sonst du sangst mit kühner Stirn.

Wirf nicht hinweg die du erhoben,
Der Liebe Kranz, des Zornes Schwert.
Wird auch der Blaustrumpf dich nicht loben,
Und scheuen schon sich dich zu proben,
Die Vielzuvielen, Plumpen, Groben —
Du hast ja ihrer nie begehrt.

Und doch, wie kann ich mit dir fühlen,
Wenn du der blöden Menge grollst.
Sie sitzen auf den goldnen Stühlen
Und lauschen von den weichen Pfühlen
Und mahlen stets die alten Mühlen
Und schreien dumpf dich an: du sollst!

Du sollst begehn die alten Bahnen
Die jeder „gute" Dichter ging.
Du sollst sie nimmer daran mahnen,
Daß Kleist du zählst zu deinen Ahnen,
Und daß in deinen stolzen Fahnen
Der Freiheit Hauch sich froh verfing.

So laß sie flattern ob den Scharen
Die sich dir heute schon geneigt.
Barbaren bleiben doch Barbaren;
Wir aber lassen auf zum klaren
Lenzhimmel jubeln Festfanfaren,
Weil sich ein Dichter uns gezeigt.

Gotthold Schulz.

Wannsee.

Weit trug uns hinaus heut der schwankende Kahn.
Deine Augen sie irren und glühen
In Frühlingsgedanken nun himmelan,
Wo golden die Sterne ersprühen.

Rings um uns ist Ruhe. Ein fächelnder Süd
Weht herüber verzitternde Weisen.
Die Wellen begleiten sie traumesmüd
Mit Plätschern und gurgelndem Kreisen.

Vom Ufer, dem fernen, auf waldigen Höhn
Winken Villen und Schlösser hernieder.
Mein herziges Lieb, ist die Welt doch schön!
Und die Wellen murmeln es wieder.

Rudolf Kassner.

Sonnengnade.

Er war Professor der Aesthetik. Seine Kollegen schätzten ihn, zu einigen mochte er wenigstens zeitweise in ein näheres Verhältnis treten. In politischer und ästhetischer Hinsicht galt er für frei, und das haben ja die Menschen am frühesten heraus, weil sie es selbst am wenigsten sind. Denen die ihm fern standen, erschien er zurückhaltend. Einige nannten ihn stolz, andere glaubten ihn mit dem Worte „schüchtern" abzuthun. Schüchtern war er — aber nicht aus Bescheidenheit, sondern weil ihn das steife, förmliche, oft rohe, immer unkünstlerische zurückstieß. Sie wirkten mit ihrer frohen Determinirtheit wie der Herbstfrost auf eine einsame Blume. Für die Intimsten war er der geistreiche Sarkast der bei größter Liebenswürdigkeit nichts schonte, bei kühnstem Bilderschwung doch plötzlich mit dem sichersten Wort wie aus Wolken einen Blitz in die Gegenwart niederprasseln konnte. Wie oft kam es vor, daß er, mit seinen Freunden beim Thee sitzend, mit dem Rauch aus seiner Zigarrette spielend, ausgelassen über alles sprach, mit gewagten Hypothesen herumwarf, plötzlich aber still hielt und wie verloren vor sich hin starrte.

Auch das hielt man nur für eine Caprice und schied von ihm mit dem Bewußtsein, einen glücklichen Menschen zurückzulassen.

Ja glücklich — dafür hielten ihn die Menschen. Ob er es wirklich war — er wußte es nicht. Für Augenblicke mochte er sich etwas wie Glück und Zufriedenheit vorspiegeln lassen,

dann aber kamen die leeren Momente wo er den Blick frei hatte und nichts sah.

Es ist ja wahr, er empfand oft ein intensives Bedürfnis nach Menschen, mochten sie ihm passen oder nicht. Er freute sich sogar auf irgend einen dummen Verwandten, um mit ihm in einem Restaurant zu essen und sich dann alles mögliche gleichgiltige Zeug vorplaudern zu lassen. Und wenn er dann nach Hause kam, so stürzte er sich mit einem wahren Fluchtgefühl in seine Bücher und arbeitete so lange, bis er zusammenbrach.

Es war ihm immer als müßte er sich mit allen Dingen verbauen, hoch und immer höher auftürmend, um ja nur jenen furchtbaren freien Blick ins Nichts nicht zu haben. Wenn er schlaflos im Bette lag, preßte er seinen Kopf tief in die Kissen, als wollte er seine Augen eindrücken.

Vor Jahren hatte er die Bekanntschaft eines schönen Mädchens gemacht. Vielleicht hat er sie geliebt . . .

Wie dem auch sei, sie war nach Italien gegangen. Sie war Malerin und wollte sich dort endgiltig ausbilden lassen . . .

Es war abends. Er saß in seinem Arbeitszimmer, um ihn herum lagen Bücher. An den Wänden in schönen Regalen standen dicke Bände, und wo ein Fleckchen frei war, hing ein Kupferstich. In einer Nische auf schwarzem Sockel stand die weiße Apollobüste. Da trat der Diener herein und übergab ihm eine Visitenkarte. Er las schnell den Namen, wurde stutzig und sagte etwas unruhig: „Ich lasse bitten."

Sie trat herein. Auf den ersten flüchtigen Blick hin mußte man sie einfach eine hübsche Erscheinung nennen. Das dichte blonde Haar, hinten zu einem einfachen Knoten zusammengebunden, ließ die schöne, stolze Stirn frei. In ihren blauen,

nicht zu großen Augen lag Liebenswürdigkeit und Sicherheit, eine oft überraschende bannende Sicherheit. Die Nase war schmal, ganz leicht gebogen. Die feinen Lippen gingen in bald schelmisch sich verbergenden, bald offen und energisch hervortretenden Mundwinkel über. Die Kleidung verbarg ihre schönen, mit etwas bewußter Sanftheit in einander gehenden Formen keineswegs. Unter dem Arme hielt sie eine Papierrolle.

Sie schritt auf ihn hastig zu, drückte ihm kräftig die Hand und nannte ihn „lieber guter Freund".

Nach wenigen Begrüßungsbanalitäten kamen sie auf den Zweck ihres Besuches. Sie kam gerade aus Italien und wollte ausstellen. Er sollte ihr einen Platz verschaffen. „Wenn es nicht ginge," fügte sie leicht hinzu, „schadet es auch nichts, dann hänge ich es in meinem Zimmer auf oder schenke es Ihnen oder einem anderen."

„Ja," fragte er, „haben Sie zu Ihrer Kunst so wenig Vertrauen?" Im Innern dachte er gerade das Gegenteil. „Darf ich es vielleicht sehen — das was sie da ausstellen wollen?"

Sie machte die Rolle auf und zeigte ihr Selbstporträt.

„Haben Sie sonst nichts, gar nichts?"

„Nein", sagte sie ruhig, „ich habe überhaupt nicht mehr geschaffen als das. Ein paar Studien zählen doch nicht."

Er sah bald sie, bald das Porträt an, sie war haarscharf getroffen.

„Dazu so viele Jahre, noch dazu in Italien", murmelte er in sich hinein.

„Ja, nicht mehr — und nicht weniger. Ich kam nach Italien — allein. Alles wirkte auf mich ein, die Landschaft, die Menschen, die Kunstwerke. Es that mir das alles schon körperlich wehe. Ich versuchte mich mit dem Pinsel an Allem,

zerriß aber wieder alles. Und je mehr ich zerriß, desto freier fühlte ich mich.

Es war an einem Sommerabend in Sizilien, ich sah von einem Hügel die Sonne untergehen. Wie sie sich langsam und majestätisch, vielleicht mit etwas Spott, von den Dingen zurückzog, wie sich die Dinge mit gewohntem und doch immer neuem Schmerz mit ihrem Schatten wie mit großen, grauschwarzen Trauerschleiern verhüllten, das wollte ich malen. Doch immer wieder irrte mein Blick von der Leinwand ab zur Sonne, als wollte er sie festhalten. Mein Pinsel entfiel sachte meiner Hand, ich sah sehnsuchtsvoll mit begehrenden Thränen ihr nach. Doch sie sank und sank, ich wurde immer unruhiger. Mir war, jetzt müßte sie stehen bleiben, mir, nur mir zu Liebe. Alles andere müßte sich in die Schatten hüllen, nur ich allein im goldenen Abglanz erstrahlen. Ich wollte keine Trauerschatten die mich behutsam verhüllten. Ich wollte den Mut haben ihn zu zerreißen, wie ihn die Sonne zerreißt. Doch sie sank weiter. Nur wenige Strahlen irrten noch wie verlassen in der Luft. Bald trafen sie sich, bald gingen sie auseinander. Es war als hätten sie einen Zweck und suchten ihn.

Plötzlich sah ich dort wo die Strahlen sich finden wollten, etwas wie ein Bild. Bald zerfloß es in der Luft. Bald tauchte es wieder empor. Ich erkannte erst zweifelnd, dann immer sicherer in ihm meine Züge, es war mein Bild. Das wurde mir ein Zeichen, ich zerriß meine Skizze, und mit einem dankbaren Blick nach der Stelle hin wo die Sonne untergegangen war, ging ich nach Hause. Ich nahm mir vor mich selbst zu malen, ich that es und seitdem bin ich frei." Dabei athmete sie voll auf, ihre Wangen waren purpurn gefärbt und sie sah ins Weite, so froh, so sicher . . .

„Und wenn ich jetzt vor Ihren eigenen Augen Ihr Bild zerstöre — was dann?“ Er sprach es mit heiser bebender Stimme, mit irrenden Augen.

„Dann bin ich mir selbst Kunstwerk. Geben Sie mir nur das Bild, ich zerfetze es vor Ihren Augen.“ Nervös griff sie danach. Ein Riß, und die zwei Teile fielen auf den Boden. Er sah den beiden Stücken nach, wie sie langsam danieder zitterten. Ihm war als verschwände alles um ihn und er sähe in die blaue Luft und sähe, wie zwei weiße Engelsflügel zur Erde schwebten und wie weit über ihnen ein Engel ohne Flügel in den Himmel flöge.

Dann sah er sie an. Sie sagte ruhig: „Jeder wahre Künstler hat damit angefangen sich selbst darzustellen. Und alle haben ihr Selbstporträt wieder zerstört, als sie den Mut hatten sich selbst für schöner zu halten.“

Dann reichte sie ihm die Hand, nahm den Hut und ging zur Thür. Er sah ihr nach, sie kam ihm so groß, so rein, so schön vor. Als trete alles zurück vor ihr und würde klein, als bewegten sich sogar die Luftteilchen und machten ihr Platz — der Königin. Schon war sie aus dem Zimmer, er wollte ihr nach, da hörte er, wie unten die Thür zusammenschlug.

Er war wie gelähmt, blöde durchirrte er seine Zimmer.

Da traf sein Blick einen Spiegel, er sah sich selbst. Wie ein Gespenst packte es ihn und wollte ihn niederdrücken. Er kam sich so alt, kalt und schwach vor. Schaudernd vor der großen Wahrheit sprach er aus tiefster Seele das Wort „häßlich“ in sich hinein …

Von nun an wurde er immer verschlossener und düsterer. Seine Freunde sah er seltener, bis er sie gänzlich mied.

Tagelang hielt er sich nur in seinem Studierzimmer auf, ohne etwas zu sich zu nehmen. Als eines Morgens der Diener

in sein Zimmer trat, sah er seine Bücher zerrissen auf der Erde wüst herumliegen. Er selbst saß wahnsinnig vor dem zertrümmerten Spiegel. Aus den Wunden die er sich dabei gerissen, floß helles Blut. Er wurde in ein Irrenhaus gebracht und starb nach einigen Monaten.

Sein Begräbnis war feierlich, doch niemand wußte vor seinem Grabe etwas zu sagen. Unter denen die seinem Sarge folgten, war ein Mädchen das niemand vorher gesehen hatte, noch später sehen sollte.

Edmund Zastrau.

Persischer Liebesreim.

Hörest Du den süßen Schall?
Zitternd, zagend,
Leise klagend
Singt im Hain die Nachtigall.

Hörst das leise Schluchzen Du?
Traurig gehet,
Ach, verschmähet
Dort ein Mädchen ohne Ruh.

Und es dringt der sanfte Sang
Schmerzenlindernd,
Klagenmindernd
Ihm ins Herz das wund und krank.

Hans Müller.

Gefangen.

Ein Spiel nur schiens, ein anmutvolles,
Wie ichs als Knabe oft gespielt,
Bis mich ein ungeahnter Zauber
Mit eins an dich gekettet hielt,
Bis mir von deinen süßen Lippen
Gewichtig jedes Lächeln schien
Und jeder Blick von dir mir sagte,
Daß ich mein Eigen nicht mehr bin.

Erträumtes Glück.

Drückt mich ein Zweifel dann und wann,
Ob ich erjage je mein Ziel,
Und schaut dein braunes Aug mich an,
Scheint mir es nur ein leichtes Spiel.

Dann spannt die Seele Schwingen aus
Und fliegt empor in raschem Flug
Und jubelt in die Welt hinaus
Des Lebens lieblichsten Betrug.

Und sagt mir eine Stimme auch:
Dein Glück, es hat ein kurz Bestehn, —
Ich weiß, es wird wie Maienhauch
Süßduftend durch mein Leben wehn!

Maienfahrt.

Wellen rauschen, Wälder flüstern, Falter segeln durch die Auen,
Und die Lerche hängt, ein einzig klingend Sternlein, hoch im Blauen;
Auf des Seees leicht bewegtem Spiegel tanzt die Abendsonne: —
Also schaukle ich im Schifflein mitten durch die Maienwonne.

Oftmals in vergangnen Tagen bin ich diese Fahrt gefahren,
Neben mir ein rosig Antlitz, licht umwallt von blonden Haaren,
Und des Blicks, des Mundes Lächeln, jede kindliche Bewegung,
Zeigte dem entzückten Auge eines Herzens Maienregung, —

Bis mit Singen und mit Klingen auch in mir der Lenz erwachte
Und sein ganzer Märchenzauber mir aus jedem Kelche lachte,
Bis es war als ob die Sonne auf die Welt mit Blüten schriebe:
Liebe ist des Maiens Odem und der Schöpfung Glanz ist Liebe.

— Seit sich unsere Bahnen trennten, zaubern stets die Blütenflocken
Vor mein Aug ein rosig Antlitz, licht umwallt von blonden Locken,
Und die Wälder und die Felder seh ich stets im Widerscheine
Deiner himmlisch blauen Blicke, du verlorne Einzig-Eine.

Nochmaliger Abschied.

Oft wird es mir als ob dein Bild
Gestalt und Form bekäme,
Als ob dein braunes Augenpaar
Noch einmal von mir Abschied nähme.

Noch einmal fühl ich deine Hand
Im Schmerz erzittern in der meinen,
Und durch das Lächeln deines Munds
Seh ich die tapfre Seele weinen.

Georg Davidsohn.

Frage und Antwort.

Was blickst du mich an so stumm vorwurfsvoll?
Ich hab nur gesagt was ich mußte,
Was ein aufricht'ges Mädchen antworten soll,
Wenn die Frage ertönt, die bewußte.

Und hab ich vor dir schon manch andern geliebt,
So ists doch nicht weiter gefährlich;
Ein Schurke wer weniger hat als er giebt —
Du siehst, ich bin wenigstens ehrlich.

Und hätte ich mich, wie ich beinah gewollt,
Zu deinem Weibe erlogen:
Ich wäre dir treu und du wärest mir hold
Und beide — wir wären betrogen.

Drum blick mich nicht an so stumm vorwurfsvoll,
Ich hab nur gesagt was ich mußte,
Was ein aufricht'ges Mädchen antworten soll,
Wenn die Frage ertönt, die bewußte.

Ernst Schur.

Dämmerung.

Ich schrieb noch eben, da gleiten die Schatten
des nahenden Abends über die Züge,
müd sinkt mir der Kopf
in die offene Linke,
ich kritzle und träume — — —

mir wars, als stiegen
die Wünsche einer Jugend,
das Sehnen so langer Jahre
langsam und greifbar aus der Tiefe — — —
— — — — — — — — — — — — —

Als glitte leise
ein weicher Fuß
über den Teppich
und huschte herein — — — —
— — — — — — — — —

Meine Liebe.

Meine Liebe sei
wie die weiße Callablüte,
geheimnisvoll, fragend

— — — — — — — — — — —

und ahnungsreich
an zitternden Geheimnissen.

— — — — — — — — — — —

Gleich einer Feuerlilie
sei meine Liebe,
getränkt von Lust und Leidenschaft
und inbrünstigem, schreiendem Sehnen,
tief und verzehrend
wie Flammenglut.

— — — — — — — — — — —

Duften soll meine Liebe
und schmeicheln,
wie Sommerblüten
von Lüften getragen
die Wange streifen;
dich soll sie umkosen
und küssen
zart und leise
wie im Vorübergehn,
wie warmer Sommerabendwind
über schlafende Felder streicht.

Das ist's ja eben.

Das ist's ja eben:
dein rehbraunes Kleid
hat mir's angethan,
das in lässigen, schmeichelnden Falten
um deine eigenwillige Schönheit spielt — —
das ist es ja,
was mich immer so närrisch macht,
wenn es in weichen Fluten
um deinen Körper sich gießt
und kosend
um deine Glieder fließt — —
— — — — — — — — — — — —
und wenn du dann in der Sonne gehst,
und die Spitzen vorn
sich lösen in Luft,
deine kleine Gestalt
nur Schimmer und Duft — —
— — — — — — — — — — — —
das ist es ja,
was mich so närrisch macht.

Weißt du, was ich an dir so liebe?

Weißt du, was ich an dir so liebe,
meine trotzige, kleine? — —
Dein mattblondes Haar, dein umschleiertes Auge,
deine ganze schlanke Gazellengestalt
und deiner Schritte weich=lässigen Gang.
Und weißt du noch, was ich an dir so liebe? —
Die Ohren, die reizenden, neckischen
lieb ich,
die sich so niedlich im Haar verbergen,
die schelmischen Spitzen
die da hervorsehn
unter dem Saume,
dein wallendes Kleid,
deine blaßroten, schmalen, zitternden Lippen,
und deine prickelnde Grazie — — — —
Und streichst du zudringliche Locken,
meine herzige, kleine,
unwillig vom Ohr — — —
schreien möcht ich und jauchzen,
dich an mich reißen
und dich lieben,
so recht lieben und lachen,
und dich küssen,
und alles
an dir.

Wünsche.

Tief im Grunde schläft meine Liebe,
und ich herze sie still
und lächle
über ihren Schlaf.

Wie im Traume geh ich
und treibe alles
und trage den süßen, einsamen Schatz
zitternd vor Wonne.

Und dann kommt eine Stunde,
wo sich mein Inneres reckt vor mir wie ein Riese,
Leben heischt in schluchzender Sehnsucht
und seine dunklen Augen bohrt
in meine Wunden.

In memoriam amoris.

1.

Mein Lenz ist gestorben,
meine Liebe ist tot.
bettet die Knospe,
die Maienknospe,
die weiße, fragende,
die kosende, holde,
die weiche, zitternde
Sehnsucht auf Blüten
mit Frühlingsfrische — — —
Blüten will ich küssen
in ihrer wonnigen Schönheit,
und denken,
wie meine welke Rose
einst blühte
wie sie.

2.

Das ist das Düstre im Leben,
was so unsäglich traurig macht,
wenn die Liebe stirbt,
und wie ein weicher Leib,
gleich Schnee, unschuldig
und ohne Hülle
daliegt auf schwarzer Bahre — —
O dann pflückt Blumen,
die hellen Blumen des Frühlings,
und bettet die Sinkende
unter Rosen.

3.

Heute starb meine Liebe.

Sie blutete langsam zu Tode und ich hörte sie leise wimmern und weinen.

Sie klammerte sich an mich mit der Kraft des Todes; und dann starb sie. —

Mir war so kalt, und ich sah gefühllos zu, wie sie dahinsank; ich glaube gar, ich lachte im Innern.

Und doch hatte ich sie so lieb gehabt; jeden Morgen und jeden Abend kniete ich vor ihr und betete sie an — — und jetzt war es mir gleichgültig.

Ich hätte sie am Ende ruhig erwürgen können. —

Sie hatte so sehnsüchtige, warme Veilchenaugen, und es war Kraft in ihrer Liebe, und nun war sie tot. —

Ich ging leise von ihr und setzte mich nebenan; ich riß ihr Andenken aus meinem Herzen.

Sie hatte mir ja immer gedroht mich zu verlassen; ich freute mich ordentlich dazu, wie das Blut lief. —

Mit einem Male war ich wieder ruhig und ging und besah mir die Tote.

Sie lag doch so lieblich da, in so warmer, kosender Schönheit; ich tändelte und spielte mit ihren weichen Haaren.

Ich saß wieder nebenan, und die Gedanken meiner Liebe und Sehnsucht schämten sich und drückten sich scheu in die Ecke; ich mußte weinen, als ich die Kleinen so schüchtern sah — — und doch waren sie früher so zutraulich gewesen.

Ich lockte sie und wollte sie auf den Schoß nehmen, und mit ihnen spielen wie ehemals.

Aber sie kamen nicht und standen still in der Ecke; Thränen hingen in ihren Augen.

Sie schlichen sich an das Bett der Toten und legten ihre kleinen Köpfe auf die weiße Decke — — so lagen sie und weinten ganz leise.

Ich versuchte es noch einmal und wollte sie trösten und zu mir nehmen; da wichen sie von mir zurück — — es würgte mir plötzlich im Halse, und die Thränen zogen langsam und stetig über mein Gesicht — — weshalb kamen sie nicht mehr zu mir? — Ich warf mich zu ihnen und flehte sie an um meine Liebe und meine Sehnsucht.

Sie erhoben sich still nach einander und schlichen langsam zur Thür hinaus, einer nach dem andern — —

Und keiner blieb zurück — — keiner von allen — — — und ich war allein.

4.

Und so gehe ich Tag auf Tag denselben Weg, und bin immer so müde, und warte, als müßte es endlich kommen.

Ich sehne mich nach Farbe, nach Licht und Luft; und der Himmel ist grau, die Erde und all die Häuser in den Straßen.

Manchmal, wenn es so recht dunkel wird, dann setze ich mich mit dem Rücken nach der Thür, und dann denke ich — —

Meine Gedanken sind alle bei dir, meine Seele umklammert dich in deiner ganzen Schöne und Herrlichkeit.

Ich meinte die Thür müßte sich leise öffnen, und leise etwas hineinschweben, wie Duft.

Bist du es? Du siehst mir mit deinen glühenden Augen so tief in mein Inneres; dein Gesicht ist so weiß und deine Lippen glutrot.

Ah, du bist es; du willst mir noch mein bischen Sehnsucht nehmen, und darum bohrst du dich mit deinen verzehrenden Blicken so in mein Herz.

Du sollst mich nicht zwingen, und ich bin Herr! — — ha, da liegst du schon unter mir am Boden.

Komm, du meine zärtliche Liebe, und laß uns den Hochzeitstag feiern, seltsam und kurz — — —

Warum lachst du so still? Lege deinen Arm um meinen Hals und deine Brust an meine Wange, und ich will still sitzen und mich an der Pracht deines Körpers satt trinken.

Mir ist als söge man mir wie ein Vampyr das Blut aus den Adern, — mir wird immer matter, so zehrend und

stumpf; du bist so still und pressest meinen Kopf an deinen weichen Körper. Ich küsse deine schimmernden Füße, du Erhabene!

Schließt alles! Ich habe mir an meiner Liebe den Tod getrunken — — laßt es still werden um mich, wie am Charfreitag, wenn man morgens über die Felder geht.

Du bist nicht schuld! Du bist ja so hold und so schön, und ich sterbe an deinem warmen Leben. — —

Aber Gesänge müssen leise erklingen — — und alles leuchten, und die Blumen blühen, und Blüten von den Bäumen fallen, die frischen Maienblüten — — rings um uns her — — mehr noch — — — mehr — — — weiße — — — violette — — — rosa — — —

Sonnenkinder.

Die Sonne leuchtete herab auf das grüne Land, und aus dem prunkenden, lachendem Laube glänzten die Dächer der kleinen Häuser . . . . . Feiertag . . . . . Die Leute gingen ernst in ihren geschmückten Kleidern, und es kam kein Wort über ihre Lippen; es lag eine liebliche Ruhe über der Stätte, und die Kinder flochten Blumengewinde und spannten sie über den Weg . . . . . Die Sonne stieg, und alles sah vor sich hin und wartete, gespannt und ruhig. Da erscholl von dem gleißenden Turme der aus dem dunklen Grün hervorbrannte, die Stimme eines Alten dessen weißes Gewand im Morgenwinde flatterte:

Der Tag der Sonne ist da;
der Sonne beugen wir uns.
Betet sie an!
Betet an in Freude.

Und es strömte aus den Häusern in den Kleidern des bunten Jubels, und die Jungfrauen leuchteten in ihren Farben wie Rosen über die man einen Schleier gelegt. Da kam er, der Götterkönig, festlich und freudig wie ein Held; und man trat zum Reigen zusammen, faßte sich an den Händen und zog hinter ihm her und sang von der Sonne und ihrer Freude, vom Leben, und wie alles so herrlich sei, und der Mensch zur Wonne geboren. Und es flutete hinab zu dem Tempel der Herrlichkeit, und man betete:

Herr der die Erde beschenkt
und die Menschen liebt,
schenk uns die Liebe!
Mach, daß wir dich fühlen,
wenn wir uns küssen,
und gieb,
daß wir so küssen wie Du,
in Wonne.

Laß uns die Freude der Erde
empfinden und lachen
wie Du uns lachst;
und müssen wir sterben,
laß uns in seliger,
trunkener Schönheit vergehen,
Herr,
unsere Sonne! — — —

So sangen sie und erhoben sich nach einer Pause; sie fielen sich in die Arme und küßten sich, und gingen in langen Zügen durch die Straßen, unter den Blumengewinden hindurch, und lachten und sangen. — — —

Es waren Sonnenkinder.

Zwei Seelen.

(Atelier, mit raffinirtem Geschmack ausgestattet. Sie lehnt in einem weichen Sessel, nachlässig: Er in ihren Rücken auf der Chaiselongue. Alles still und leise.)

Sie: Du willst also gehen, weit hinweg, und Du weißt nicht, wie lange es dauern wird — — — —

Er: — — Ich weiß nichts — — ich weiß nicht wo ich hingehen werde oder ob ich wiederkomme — — — — aber ich muß irgendwohin — — weg von hier.

Sie: Ich verstehe Dich.

Er: — — Und darum möchte ich mich noch einmal satt sehen an Deiner schlanken lässigen Schönheit — — —

Sie: Laß das; — — weißt Du, ich kann nicht mehr.

Er: Nein, Du sollst nicht so sprechen — — Du sollst Dich so hinlegen in Deinem Sessel und Deine müden Augen auf mich richten — — und Deine kleinen Füße müssen hervorsehen unter dem Saume des schmeichelnden Kleides. So bete ich Dich an — — und so sollst Du mich begleiten.

Sie: Ich möchte Dich begleiten — immer — ich möchte mit Dir noch einmal all die Stunden durchleben wie damals. Damals war ich noch reich — — damals konnte ich noch geben, o Du weißt nicht — — als Du mich da von der Bühne nahmst und mich mitten in das wundervolle weite Leben stelltest — — Du lebtest mit mir und ich sah die Schönheit der Welt. — — Ich wurde Malerin — — — Du warst wohl damals auch so müde. — Durch Dich sah ich in die zitternden Tiefen des Menschen — —

Er: Komm mit, und wir wollen langsam die Welt durchziehen — — nur zusammen sehen und stille sein.

Sie: — Ich kann es nicht mehr; weißt Du, ich bin so matt, daß ich nichts mehr sehe; — — gestern Nacht lag ich und dachte an uns, und wollte mich sehnen und mich begeistern wie früher: ich fand nichts, es war alles tot. Da fühlte ich, daß ich nichts mehr zu wollen habe — — Du fragtest mich damals, ob ich vor Sehnsucht nach Schönheit und nach all der Herrlichkeit sterben könnte. Da rissest Du mir mein Herz aus dem Innern und machtest mich zu dem was ich bin.

Er: — Ich habe Dich nie geküßt, glaube ich, aber ich liebte die Welt, wenn ich Deine Hand faßte und Dein Kleid über meinen Fuß glitt. Ich habe Deine Seele gesehen alle Tage — — — —

Sie: Siehst Du, das war es immer was ich ersehnte. Einen wollte ich haben der mich so verstand wie Du. Ich kenne sonst niemand, und wenn ich gehe, wird keiner weinen — — Es muß schön sein so ohne Klang davon zu gehen, und alles geht weiter. Aber das ist mein Stolz und das will ich Dir sagen: daß Du bei mir bliebst die ganze Zeit und alles ließest und immer kamst, und mir von all dem Schönen erzähltest, von Deinem Sehnen und von Deiner Traurigkeit — — ich werde Dich begleiten, überall.

Er: Sprich nicht davon. Ich dachte, ich wäre der einzige, und ich fand die zweite. Ich will jetzt noch einmal einen weiten Gang machen — — ich will jetzt gehen — — leb wohl, mein Heiligstes — — ich danke Dir für alles. — —

(Pause. Sie sitzen stumm. Er bietet ihr die Hand; sie sieht ihm lange in die Augen.)

Sie: (schreit auf) — — Du!! (sinkt langsam zurück; er fährt ihr mit der Hand über das weiche, blonde Haar.) — — O, ich liebe Dich so unsäglich. Ich habe Dich verstanden — — nun gehen wir doch zusammen. — —

Er: Auch Du? — — Das ist schade. (Tritt ganz nahe heran.) Ich konnte nicht mehr, und darum kam ich jetzt zu Dir.

Sie: — — Ich danke Dir, daß Du mir das nicht sagen wolltest. Ich wollte es auch, und sagte es Dir nicht — — — Wann?

Er: Sobald ich von Dir — — —

Sie: — — Wo ist Deine Seele?

Er: Ich fühle nichts.

Sie: Sobald — Du — von — mir — gegangen bist. — — Küsse mich — — und geh!

Er: (Tritt auf sie zu.) Ich will Dich küssen und gehen.

(Er geht.)

Sie: (Sitzt noch eine Weile, steht dann auf, greift mechanisch ein Stück Papier, sieht nach der Uhr und schreibt.) „Es ist halb zwei, ich bin müde und habe keine Zeit mehr.“ (Sie öffnet die Thür nach dem anstoßenden Schlafzimmer, lehnt sich an den Pfosten und überblickt lange den Raum. Sie verschwindet.)

Adolf Beckmann.

Mutterleid.

Mir ist das Herz so schwer.
Es höret mich mein einz'ger Sohn,
Mein Sohn nicht mehr.

Vor langer Zeit er kam,
Ach kam auf Nimmerwiedersehn
Und Abschied nahm.

Er pflanzte einen Baum
Zum letzten Mal mit eig'ner Hand
Am Gartensaum.

Das Bäumlein wurde breit,
Es dehnten sich die Zweige aus
Gar trotzig weit.

Jetzt ist der Garten leer.
Das Bäumlein siehst du nicht mehr dort,
Nein, nimmermehr.

Es heult und stürmt der Wind,
Er hat das Bäumlein umgebracht:
Wo ist mein Kind?

Eberhard König.

Meine Lampe brennt!

Meine Lampe brennt.
Wie lautloses Wogenfallen und Steigen
Flutet der duftige Odem der Nacht,
Wie einer Jünglingsbrust liebliches Schlummeratmen
So still, so sacht.
Und so still, so sacht auch mein Herzschlag geht:
Von meiner Seele Flutenspiegel
Des Tages Nebeldunst verweht —
Leis verläuft der Wellen trübendes Flimmern,
Und wie sich die Wellenkräusel glätten,
Sich klingend und friedlich zur Ruhe betten —
Welch süßes Schimmern!
Aus geklärten Tiefen, von hellem Grunde
Zur Seelenfeierabendstunde
Scheinen des Herzens Perlen herauf!
Still, still! daß keiner den Grund mir trübe:
Hoffnung — Sehnsucht und Liebe
Lächeln herauf.
Mein Herz, nun plaudert's, sich selber erkennt —
Meine Lampe brennt!

Nacht.

Aus des Tannichts gestaltloser Nacht
Löst sich ein Bild lautlos und sacht:
In der Waldwiese Traumeslicht
Königlich still tritt ein edler Geselle,
Wittert ein Hirsch in die Mondnachthelle —
Still! und störe den herrlichen nicht!
Aus der Seele gestaltloser Nacht:
Löst eines Liedes Gedanke sich sacht;
Daseinswonnig drängt er zum Licht.
Und der Empfindung gelöste Welle
Atmet entgegen der Mondlichthelle —
Still! und störe die Stunde mir nicht!

Arno Arndt.

Sonnenlieder.

Frau Mutter Sonne hat uns belauscht
Auf blühendem Rasenbette,
Sie hat das Flüstern der Sehnsucht gehört
Von heiliger Liebesstätte.

Da hat sie um uns ein glühendes Netz
Sprühender Strahlen gesponnen
Und ließ die heimliche Liebe sich
In lauter Gluten sonnen . . .

Wir schweben auf fruchtschwerer Erde
In stumm verjauchzender Glut,
Und über uns gießt die Sonne
Ihre strömende Feuerflut —

Ein roter Falter schwirrt leise
Ueber die glückstille Ruh —
Und um uns lächeln die Blumen
Und schütteln die Köpfchen dazu.

A. Tielo.

Deine Hand.

Wie im Morgen sich entwirrn
Nachtverschlungne Blütenranken,
Streichelst du mir von der Stirn
Dunkle Locken und Gedanken.

Zart und kinderfein die Hand
Die ich mir zu Häupten sehe,
Und doch mühelos umspannt
Sie mein ganzes Wohl und Wehe.

Wechselleiden.

Kuß um Kuß; geheim verwacht
Träumerisches Liebesringen.
Ueber uns auf schwarzen Schwingen
Schwebt die Nacht.

Unser Leben sehnsuchtsheiß
Sich verwebt in Wechselleiden.
Die verschlungnen Fäden weiß
Nur ein Gott zu scheiden.

Ich lag in einem tiefen Traum . . .

Ich lag in einem tiefen Traum
Und sah doch alles um mich her!
Es war ein tiefer, dunkler Traum
Und wie ein Alp erdrückend schwer,
Es war ein tiefer, dunkler Traum.

Da kam ein wunderschöner Pfau,
Die Nacht, ans Bette mir gebläht:
Die weichen Flügel perlenblau,
Der Schweif mit Sternen übersät,
Und von den Flügeln tropfte Thau.

Er senkte seinen Federsaum,
Ein Flimmerrad — und funkelblank
In meinen tiefen, dunklen Traum
Ein Sternlein sänftlich niedersank,
In meinen tiefen, dunklen Traum.

Da tappte einer hart ans Haus,
Der Tag, mit tölpelhaftem Tritt,
Und wie ein Schatten scheu hinaus
Der schöne Pfau von dannen glitt,
Gleich einem Schatten scheu hinaus.

Ich fuhr empor und sah ihn kaum,
Wie er auf Sturmeswolken trieb,
Und mit ihm trieb mein dunkler Traum,
Und nur das blanke Sternlein blieb,
Das funkelblanke Sternlein blieb.

Haidenacht in Lithauen.

Wolkenflucht und feuchter Nebelflor,
Flutgeriesel träumerisch und träge,
Und verhallend, fern, im Haidemoor
Ziehen müde, matte Ruderschläge.

Schweigen dann und schwanker Schattengraus,
Tief im Röhricht huschende Gespenster,
Und allein nur wacht ein Fischerhaus
Mit dem trüben, dämmerroten Fenster.

Immer blasser seine Helle fließt,
Immer bleicher auf dem dunkeln Hange,
Bis es sich, das letzte Auge, schließt . . .
Und die Lüfte schauern bange, bange.

Die junge Weide.

Noch piept ein Vogel, doch ein Weilchen nur,
Und schüchtern er zum Wildgestände gleitet,
Und finster tappt der Abend in die Flur,
Und finster sich sein Schatte rings verbreitet.

Er gähnt und haucht sich in die starre Hand
Und blinzelt kaum aus seinem Faltenrocke,
Und überschauert horcht vom Hügelrand
Die junge Weide hoch im Goldgelocke.

Sie sieht verdämmern saftiggrüne Saat
Und aschengraue Äcker in der Runde,
Und wie das Dunkel sacht vom Wiesenpfad
Sich weiter schleppt vorbei am Mühlengrunde.

Kein Baum so überfern und frisch belaubt,
Den nicht der düstre Wandersmann erreiche,
Und atemlos geneigt ihr Blütenhaupt,
Ergiebt sie sich, sie meint, dem Henkerstreiche.

Sie merkt nicht, wie ein Säusellüftchen wiegt
Sich über ihr mit Flüstern und mit Fächeln,
Und wunderklar im Nachtgewölke liegt
Ein stillverlornes, leises Sonnenlächeln.

War's Nachtspuk oder nur ein Fieberwahn?

War's Nachtspuk oder nur ein Fieberwahn?
Aus schwarzem Dunkel ward mir aufgethan
Ein stiller, mattumflorter Schattengang
Wo Jubellied und Lachen scheu versank,
Verklang im Moos mit müdem Selbstvergessen;
Darüber nickten nachtende Cypressen.

Und weit, vereinsamt wölbte sich seitab
In schauerschwülem Dufte Grab an Grab,
Noch erdenkühl und thränenfeucht der Staub,
Die Blüten frisch und tauiggrün das Laub;
Und über allen zarte Lichtlein schwelen,
Als wär's zur Feiernacht von Allerseelen.

Sie zucken und sie zittern stumm heran
Und blinken mich wie Kindesaugen an
Und gleiten stumm zurück vom Wegesrand,
Als zagten sie vor einer Häscherhand.
Und wunderbar! in meinem tiefsten Herzen
Erwacht ein weicher Widerschein der Kerzen.

Ich bange mit vor jedem Kräuselwind,
Vor jedem Lüftchen das vorüberrinnt.
Und leise schon und lauter nach und nach
Hebt mir die Haare schwerer Flügelschlag;
Die Lichtlein dampfen! Grauen zerrt mich nieder
Und aus den Wolken murmelt's hin und wieder:

Wir sind die Träume, hold und heiß gehegt,
Die frühe Dornen dir um's Haupt gelegt,
Die goldne Krüge dir auf's Knie gesetzt
Und mit dem Schaum die Lippe nur genetzt,
Die friedensfeind dir keinen Frieden gönnen
Und sterbensselig doch nicht sterben können.

Aus der poetischen Erzählung „Glühende Düfte."

Wie eine Mutter uns die Nacht umfing
Mit Liebesarmen unter Schlummerweisen;
Der Himmel voll von güldnen Lichtern hing,
Und endlos schien ihr Dämmerglanz zu kreisen.

In Liebesklarheit sah des Vollmonds Pracht
Herunter durch des Laubgewölbes Lücken
Und weckte in den bunten Blumenbrücken
Ein ganzes Meer von Wohlgerüchen sacht.

Der Strom eratmete so sanft und lind,
Als ob auch ihn ein Zauberband umschlinge,
Und schläfrig schillerte im weichen Wind
Ein Völklein lustverführter Schmetterlinge.

Ein Raunen bald, ein Sausen hin und her,
Die Wipfel aufwärts und herab die Wogen,
Ein Zackenblitz entlang den Waldesbogen,
Und dann ein Schweigen bang und wetterschwer.

Und sprühend über Blatt und Blüten sank
Des Glühwurms märchenhafter Funkenregen,
Und wie ein einzig Lispeln klang und klang
Der Grillen Hochzeitjubel allerwegen — — —
— — — — — — — — — —

Jetzt im lauen Hauch ihr Goldhaar
Meine Schläfen leis umkost.
Und ihr warmer Atem streicht
Wie das Händchen eines Kindes
Sammetweich darüber hin,
Und der Mond umschmiegt sie dichter
Mit den weichen Strahlenflittern
Wie von ihrer Schönheit trunken . . .

Elisar von Kupffer.

Kleine Leiden.

Die kleinen Leiden
Wer zählt sie mit!
Und doch entscheiden
Sie jeden Schritt.

Im wilden Streite
Umtönt den Held
Das Ruhmgeläute
Der ganzen Welt.

Im kleinen Leben,
Im kleinen Leid
Vernichtet Streben
Und Geist die Zeit.

Kein Hymnus flutet
Für's große Herz
Das still verblutet
Um kleinen Schmerz.

Das ewige Leben.

Ich frug den Vogel der sich jubelnd schwang
Von Zweig zu Zweig: hält dich kein Gram gefangen?
O sage mir, woher erklingt dein Sang
Und wohin lockt dich stürmisch dein Verlangen?
O künde mir's!

„Ich leb und singe was mein Herz durchzieht.
Mein Augenblick ist Ewigkeit und Frieden.
Ich bin der Vogel, ewig tönt mein Lied
Im Buchenlaub, im Land der Pyramiden;
Ich leb und sing.“

Ich frug die Tanne die geheimnisvoll
In ihren Wipfeln rauschend sich bewegte:
O sage mir, woher dein Sehnen quoll,
Wozu des Lebens wilder Trieb dich regte?
O künde mir's!

Es ward so still, als schliefe jedes Leid,
Nur leise raunen hört ich's in den Zweigen:
„Ich bin der Baum — ein Traum ist mir die Zeit;
Die Ewigkeit ist meinen Früchten eigen.
Ich leb und rausch.“

Die Welle frug ich die vorüberfloß
In schnellem Laufe durch die grünen Fluren:
O sag, woher dein Strom sich wild ergoß,
Wohin du eilest rastlos, ohne Spuren?
O künde mir's!

„Von Bergen wandre ich zum Ocean,
So hört ich's murmeln im Vorübereilen,
Ich bin die Welle, ewig ist die Bahn,
Du siehst mich wandern, aber doch verweilen;
Ich eil und weil.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Lern von dem Falter der um Blüten schwebt
Und bald vergeht, um neu sich zu entfalten:
Du bist der Mensch der stirbt und dennoch lebt,
Du bist das Reich der farbigen Gestalten;
So stirb und leb!

Paul Steenbock.

Erinnerung.

Unterm bleichen Licht der Sterne
Dehnt der Wald sich still und mild,
Lockend täuscht und malt die Ferne
Meinem Traume Bild auf Bild.

Und ich seh' dich liebend gehen,
Und die Thräne quillt hervor,
Und die Winde klagend wehen,
Daß ich dich so früh verlor.

Harry Mayne.

Fallende Blätter.

Lautlos rieseln von der alten Linde
Welke Blätter in der Erde Schoß,
Langsam, leise löst im Herbsteswinde
Kind um Kind vom Mutterstamm sich los.

Das Geheimnis der Binsen.

Die Binsen lauschen verstohlen,
Zitternd im Schilf sich's regt,
Es plätschern murmelnd die Wasser,
Leise von Rudern bewegt.

Die Binsen zittern und ächzen
Flüsternd von Liebe und Tod,
Kieloben treibt zu Lande
Langsam ein leeres Boot.

Elfenreigen.

Leise schwirren Zauberweisen
Durch die monderhellte Nacht,
Zarte Elfchen, goldgeflügelt,
Singen summend süß und sacht.

Auf des Mondes Silberstrahlen
Tanzen sie im Ringelreihn,
Glühwurm trägt des Festes Fackel,
Käfer spielen auf Schalmein.

Liebeflüsternd Elfenkönig
Um die stolze Rose schwebt,
Daß die schöne Königsblume
Leis in Liebeslust erbebt.

Und gewährend nickt die Holde,
Nickt errötend ihm vom Strauch,
Nimmt ihn kosend, den Geliebten,
Auf in ihrer Düfte Hauch.

Paul Victor.

Zaubergold.

Fragst du einst in späten Jahren,
Altersmüd, in Silberhaaren,
Wo die Jugendtage sind —
All in ihrem Sonnenschein,
All in ihren reinen Freuden,
All in ihren süßen Leiden, —
Dann, mein liebes gutes Kind,
Rat ich dir: Gedenke mein!

Denn ich hab' — in wenig Stunden —
Zaubergold bei dir gefunden
Und im Herzen tief verwahrt,
Zaubergold in Ewigkeit.
Ist dereinst verrauscht dein Leben,
Komm und nimm, was du gegeben,
Was ich still dir aufgespart —
Sonnenglanz der Jugendzeit.

Lebensfragen.

Es war ein stilles wehes Leid,
Nur eine unbedachte Frage,
Doch wie ein Schmerz aus alter Zeit,
Der Jugend lang vergessne Klage.

Aus Kinderweinen, Kinderlust
Kam über uns ein trüb Erinnern,
Und zitternd klang in deiner Brust
Die Lebenssaite tief im Innern.

Sommertag.

Die Linden dufteten süß und schwer,
Wir kamen Hand in Hand daher
Und waren glücklich . . .

Fern lag die Stadt so schwül und heiß,
Wir gingen im Schatten und sangen leis
Und waren glücklich . . .

Rotkehlchen.

Verspottet, gekreuzigt
Der Weltenheiland!
Um Wahrheit verhöhnt,
Seine Liebe verlacht,
Und seine Worte
Unverstanden!
Die Arme streckt er,
Die blutenden Hände,
Weit, weit offen — der Welt,
Für die er zu groß,
Zu gut.
Seinen Lippen entringt sich
Der Klageruf,
Der Ruf der Verzweiflung,
Zweifelnder Liebe Schrei:
Mein Gott! Warum hast
Du mich verlassen?!

Es sucht sein Auge:
Verstoßen! Verlassen!
Das liebende Leben
Verloren um nichts!
Der Vater im Himmel,
Auf den er gehofft
Im Lebenskampf, —
Der Vater im Himmel
Hat ihn verlassen! — — —

Da flattert heran
Still-heimlich mit leisem
Zirpen ein Vöglein.
Und leise, leise
Schmiegt es das Leibchen
An die blutenden Male
Der Nägel und trocknet
Mit schneeigem Flaum
Das schuldlose Blut
Des göttlichen Dulders.

Und der Heiland lächelt
Mit brechendem Blick
Zu dem Liebesbemühn des Geschöpfes:
Dank dir für immer,
Klein-kleines Vöglein!
Du — du brachtest
Mir frohe Gewißheit
In der Stunde des Zweifels, —
Ich danke dir!
Trage das Zeichen
Helfender Güte
An deiner Brust fortan,
Menschen zur Mahnung!
Nein! — Nicht verlassen
Hat mich der Vater!
Und nicht umsonst
Hab' ich gelebt!
Denn es lebt, was ich lehrte,
Für immer auf Erden —
Ewige Liebe!

„Dichten — sich selber richten . . .“

1.
Kampf.

1892.

Nicht denken kann ich's!
Noch weiß ich nicht, ob es in Wirklichkeit
Dem Traumbild gleichen wird,
Das in der Seele schlummert.
Gedanken fliehn —
Gefühle, dunkel, fern
Und doch so groß, unendlich groß,
Ergreifen mich in auserwählten Stunden,
Erfüllen mich mit ahnungsvollem Schauer —
Und weichen nicht,
Bis mir die Nacht
Die Augen schließt — —
Auf den Fußspitzen naht sie,
Unhörbar ihr Gang,
Und deckt mit dem Schleier des Schlafs
Mir die sehenden Augen —

Und dann im Traum!
Ich schau es vor mir,
Leibhaftig vor mir
In Fleisch und Blut —
Ein lebendiges Werk!

Ich breite die Arme — und fahre auf —
Rings Dunkelheit — ein leeres Dunkel,
Dunkeles Nichts!
Und ich liege wieder
Mit fiebernder Stirn
Und träume mich, die Gedanken gespannt,
Absichtsvoll in den vorigen Traum.
Umsonst — vorüber —
Was ich erblickte — verschwunden —
Wiegender, schimmernder Nebel,
Wo vorher Klarheit!

Nicht denken kann ich's!
Ich fühle — es ist!
Es ist! — Mich täuscht
Kein Fieberwahn —
Es lebt, es ist,
Wenn ich's vermag
In Gedanken zu fassen,
Feste Gedanken.
Kann ich's?
Kann ich's?!

Gefühle zergehn —
Das Nichts bleibt zurück,
Wo Träume blühten,
Wenn der Gedanke nicht
Formen giebt.
Und unser Leben verrinnt
Im Alltagskleinkram.

Wehe dem Armen, der nur gefühlt,
Nicht denkend geformt!
Er vergeht,
Und nichts bleibt zurück —
Von der Größe, die er gefühlt,
Von den Thaten, die er geträumt,
Von den Werken, die er geahnt —
Nichts!

2.

Das Meer des Ruhms.

Wilhelm von Scholz
gewidmet nach meiner Heimkehr vom Bodensee.

Berlin, im September 1893.

Am Bogenfenster lehnten jüngst wir beide,
Wir beide jung mit jugendlichem Hoffen.
Die Fensterflügel standen offen;
Rings prangte die Natur im Festtagskleide,
Und uns zu Füßen rauschte leis der See.

Du lasest, Freund, mir deine jungen Lieder.
Ich lauschte ihren Worten sinnend;
Doch mählich eigene Gedanken spinnend
Sank träumerisch mein Blick aufs Wasser nieder,
Blau flimmerte im Sonnenlicht der See.

Geheimnisvolles erdenfremdes Glänzen,
Ein stilles weltentrücktes Träumen,
Das aufwärts trug den Geist zu höhern Räumen
In blaue Nebelfernen ohne Grenzen,
Und meine Seele wurde wie der See.

Gedanken wogten in mir auf und nieder,
Wie Wellen, die zum Lichte dringen
Aus tiefem Grund. — Mir ward, als müßt' ich singen,
Als müßt' ich singen nie gesungene Lieder,
Die mir ins Herz gerauscht der blaue See.

„Ich bin das Meer des Ruhms!" erklang es leise,
„Beglücke viel, hab' viele auch betrogen, —
„Komm her — und tauche dich in meine Wogen!"
Tief, tief zu Herzen drang die Wunderweise,
Doch ich hielt stand dem Lockeruf des Sees.

Nun muß ich stets dem Rätselraunen lauschen,
Obwohl vom See ich lange Abschied nahm
Und auch von dir, mein Freund, und heimwärts kam:
Fort tönt in mir das wundersame Rauschen,
Fort tönt in mir der Lockeruf des Sees!

3.

Selbstschau.

An meinem Geburtstag 1896.

Der Traum von Ruhm und Glück
Blieb Traum noch immer;
Doch schau' ich froh zurück
Und laß' ihn nimmer,
Nicht schmerzlich resigniert —
Mit zweiundzwanzig Jahren! —
Ich hab' mit Lust studiert
Und viel erfahren.

Wenn ich auch wenig schuf
In schweren Zeiten —
Minuten bannt mein Ruf
Zu Ewigkeiten;
Und — wunderbarer Trug!
Wenn nur zwei Zeilen bleiben,
Das ist schon Preis genug,
Ein Leben zu verschreiben.

Uns alle drückt der Zwang
Der Alltagsarbeit nieder;
Doch unser Leben lang
Singen wir Lieder;
In ahnungsvoller Zeit
Erfüllt uns seltsam Weben —
Vorklang der Ewigkeit,
Nach der wir streben?

Schon ist auf meiner Bahn
Manch Leid verklungen,
In Kämpfen himmelan
Manch Lied versungen!
Die Jugend blieb zurück —
Dich laß' ich nimmer,
Du Traum von Ruhm und Glück,
Ich träum' dich immer!

Am Genfer See.

Lausanne 1893.

1.

Morgenstille.

Es spielen die Wellen —
Sie fluten heran und fliehen hinweg,
Gebrochen am Felsgestein.
Blau liegt der See,
Und Silberglanz
Webt dämmernd darüber.
Weit in der Ferne
Ragen die Berge
Schleierumwoben.
Kein Mensch ringsum
In der Morgenstille.
Nur Vogelgezwitscher
Tönt in den Lüften —
Und dort zieht stolz
Ein einsamer Schwan
Schimmernde Kreise . . .
Bist du's?

2.

Gefunden.

Ich weiß nicht — noch glaub' ich,
Noch glaub' ich es kaum —
Noch scheint mir, als war es
Ein nichtiger Traum —
Mir dem sich noch alles
Entgegen gestellt —
Mir ward dies Glück,
Gerade mir in der Welt?!

Ich stottert', ich stammelt' —
Gott weiß, was ich sprach —
Wie tosende Springflut,
Die den Uferdamm brach —
Deine Hände hielt ich,
Bald kalt, bald warm —
Und plötzlich — da lagst du
In meinem Arm — —

3.

Dein Vater.

Es war so still um uns in tiefer Nacht,
Des Tages Mühsal lag schon weit —
Da ist Erinnerung in uns aufgewacht,
Was wir erlebten, haben wir bedacht,
— Vergangenes Leid.

Von deiner Jugend hast du mir erzählt,
Von deiner Jugend freudeleer;
Wie du, von bittrer Not gequält,
Armseligen Beruf erwählt,
— Und anderes mehr.

Von deiner lieben Mutter sprachst du mir,
Der guten Mutter alt und blind;
Von blühenden Geschwistern vier
Bist du allein geblieben ihr
— Als einziges Kind.

Dann — haßerfüllt — dem Vater fluchtest du,
Dem bösen Vater grausam, hart;
Mißgönntest ihm die Grabesruh —
Nur wider Willen hört' ich zu,
— Da Friede ihm ward.

Doch plötzlich bebtest du in Angst, — es zog
Mich zu dir deine kalte Hand —
Du schriest — ich weiß nicht, was dich trog —
Ein Falter war's, der um uns flog,
— Und flatternd verschwand.

Auf deiner Stirne perlte kalter Schweiß;
Ich unterdrückte losen Spott,
Sah schweigend dir ins Antlitz weiß —
Die Hände faltend, sprachst du leis:
— „Vergieb mir, mein Gott!"

4.

Als deine Mutter starb.

Du warst so ernst und warst so bleich,
Als ich kam, wie sonst dich zu holen;
Deine Stimme klang so seltsam weich,
Und ich sah's — du weintest verstohlen.
Und endlich erfuhr ich's — die Mutter war tot,
Deine alte Mutter, die blinde;
Sie war gestorben in Gram und Not,
Gestorben fern ihrem Kinde.

Da schwieg ich voll Wehmut und habe dir nur
Einen leisen Kuß gegeben.
Du weintest nicht mehr; — doch manchmal noch fuhr
Ueber den Leib dir ein Beben. —
Stillschweigend verließen wir das Haus,
Um draußen Trost zu finden;
Wir wanderten in die Mondnacht hinaus
Bis unter die blühenden Linden.

Es spiegelte sich der Mond im See,
Malte zaubernächtige Kreise;
Das Lindengezweige in der Höh
Es raunte und flüsterte leise.
Wir standen unter dem Blütenbaum
Und hielten uns fest umschlungen;
Die Welt hat wie im Märchentraum
Eine Totenklage gesungen.

Wir verstanden der Wellen Plätschersang,
Verstanden der Blätter Rauschen —
All was in der schweigenden Nacht erklang,
Wir konnten's verstehn und erlauschen.
Und war ein Lied besonders schön,
Besonders weh ein Klagen,
Dann haben wir uns angesehn, —
Ohne ein Wort zu sagen.

5.

Gewitternacht.

Still, ganz still waren wir
Und hörten dem Gewitter zu —
Ich verstand nicht, was dir
Raubte die Ruh.
Du zucktest zusammen
Beim Schein der Blitzesflammen
Und schmiegtest dich furchtsam an meinen Leib,
Du liebes schwaches Weib!
Und ich sagte dir gut:
„Sorge dich nicht, mein Kind,
Fasse Mut!
Das kommt und vergeht
Gar geschwind
Und bringt Segen
Dem durstenden Land —
Thut uns kein Leid . . .
Sieh, es ist spät —
Du mußt dich zur Seite legen,
Dicht an die Wand —
Geh, sei gescheit
Und sprich dein Gebet, —
Es ist Schlafenszeit.“

— — — — — — — — — —

Ein furchtbarer Schlag
Prasselte nieder —
Hell wie bei Tag
Strahlte das Zimmer klein,
Und es zitterten deine Glieder,
Die zarten Glieder dein.
„Was verziehst du bei jedem Wetterschlag
Bang dein Gesicht?
Ich bitte dich, weine
Nur nicht —"
Und leise lehntest du die Wange
An meine . .
So lagst du lange . . .
Und beim Blitzesscheine,
Bei dem Donnerrollen,
Dem Wettertollen,
Fühlt' ich hinter der schluchzenden Brust
Ein zitterndes Herzchen schlagen —
Und wie im Traum . . . halb unbewußt . . .
Hört' ich dich sagen,
Wie ein Kind, das sein Abendgebet spricht:

„Herr Gott, triff uns nicht
Und laß uns leben —
Wir sind noch so jung, wir beide,
Und haben noch so viel Freude
Am Leben —
Er und ich, ich und er
Lieben uns so sehr, so sehr!
Glaube nur, wir sind nicht schlecht —

Nichts Schöneres kann es geben,
Als unsere Liebe rein . . .
Herr Gott, gerecht
Sei dein Gericht —
Triff uns noch nicht
Und laß uns leben
Und glücklich sein!"

— — — — — — — — — —

War's dein Gebet? — Wohl kaum!
Der Donner schwieg, und nur von Zeit zu Zeit
Zog noch ein fernes Grollen durch den Raum, —
Das Gewitter stand weit.
Und als ich nach dir sah,
Lagst du friedvoll da
Die Hände gefaltet über der Brust,
Schlafend in frommer Ruh —
Du mein Weib, voll Kinderangst und Kinderlust,
Du lieber reiner Engel du!

6.

Dein Bild.

Das ist dein Bild! — Du gabst es mir und schriebst
Nur deinen Namen und den Tag darauf, —
Den Tag, da wir zum ersten Mal uns fanden.

Nichts weiter; — doch wie vieles Andere noch
Seh' ich auf diesem Bild geschrieben.
Da ist zunächst ein überflüssiger Strich
Bei jener Tageszahl — du weißt, weshalb
Die Feder dir beim Schreiben ausgeglitten.
Ich küßte dich — und du warst recht erschrocken,
Ja, ungehalten fast, daß ich dich störte —
„Fast hätte ich das ganze Bild verkleckst!“
Dann lachtest du und schriebst die anderen Zahlen.
So oft ich nun das Bild zu Händen nehme,
Muß ich nach diesem kleinen Querstrich sehen, —
Er gilt mir mehr, als was du sonst geschrieben.

Das ist dein Bild! — Und eben nur dein Bild!
Sind das die Augen, die so lustig blicken
Und bald darauf so ernsten Ausdruck zeigen —
Die Augen, die so seltsam leuchten können,
So oft ein kurzer flüchtiger Blick mich streifte,
Den Anderen unsichtbar, — sind's deine Augen?

Ist es dein Mund, das gute liebe Mündchen,
Das schmollen kann und so viel Unsinn reden,
Verdreht zugleich und drollig, — das der Mund,
Der ernst und streng sich aufthut, um Gedanken
Zu sprechen, — herbe, in die Seele
Einschneidende Gedanken — tief
Und nie bisher gedacht, —
Ist das der Mund, der stürmisch sich auf meinen
Gepreßt in lang verhaltenem Sehnen, —
Der lautlos wie die schwüle Sommernacht
An meinen Lippen heiß und innig hing,
Daß durch die jungen Körper beide
Ein glühes liebetrunkenes Beben flog, —
Ist das dein Mund?

Ein Bild — ein kaltes Bild — nur eine blasse
Erinnerung, wenn ich dich selbst verloren —
Nein! Nein! Die Stunde kann nicht kommen,
Da ich das Bild in ruhigem Erinnern
Betrachte — Nein! Die Stunde kann nicht kommen,
Da ich mit unbewegtem Herzen
Den Namen lese und den Tag darauf,
Den Tag, da wir zum ersten Mal uns fanden, —
Den Tag mit jenem lieben kleinen Querstrich . . .

Der Brief an den lieben Gott.

Eine Kindergeschichte.*

Es war fast dunkel im Kinderzimmer. Nur am Fenster schimmerte es silberfarben. Der Vollmond strahlte durch die sternenklare Winternacht; zitternd spielte sein Licht durch die Fensterscheiben.

Die Kinder saßen dicht nebeneinander in ihrem Lieblingseckchen, wo es ganz dunkel war. Sophie hatte ihren Kopf auf Linas Schoß gelegt. Sie schluchzten beide.

„Du, Lina, weine doch nicht immerfort, bitte.“

„Die arme Mama!“

„Ja, die arme Mama. — Sag' mal, Lina, wenn Mama stirbt, dann kommt sie doch in den Himmel?“

„Natürlich. Alle guten Menschen kommen in den Himmel.“

„Wir auch?“

„Gewiß. Aber erst wenn wir alt sind. Dann fragt der liebe Gott unseren Schutzengel, ob wir es verdienen; und wenn der Engel ja sagt, dann läßt er uns holen.“

„Du, wenn wir doch schon groß wären!“

„Warum denn?“

„Dann könnten wir bei Mama bleiben.“

„Das ist wahr. Aber Papa?“

„Der müßte mitkommen.“

„Das kann er doch nicht. Dann werden ja alle seine Kranken nie mehr gesund. Er muß doch immer zu ihnen fahren.“

---

* Aus der gleichzeitig erscheinenden Sammlung: „Kindergeschichten.“

„Ja, — dann geht es nicht."

Die Kinder schwiegen. Leise trat der Vater in das Zimmer.

„Seid ihr schon zu Bett?" fragte er halblaut.

Lina sprang auf und eilte ihm entgegen.

„Geht es Mama besser?"

„Sie schläft jetzt; das ist immerhin ein gutes Zeichen. Geht hübsch ruhig zu Bett. Minna soll euch eine Lampe bringen. Die laßt ihr dann die Nacht über brennen, — für den Fall, daß ich schnell Licht brauche. — Wo ist denn Sophie?"

„Hier, Papa."

„Komm her, mein Herzchen, gieb mir den Gutenacht-Kuß."

Das Kind schlang seine Aermchen um den Hals des Vaters.

„Uns ist so bange, Papa. Bitte, bleib noch ein Weilchen bei uns."

„Ich kann nicht, Kind. Wenn Mama unterdessen aufwacht —! Seid nur ruhig, ihr braucht euch nicht zu ängstigen. — Legt euch still zu Bett; und vor dem Einschlafen bittet ihr den lieben Gott, daß er eure gute Mama gesund werden läßt. — Es wird schon alles wieder gut werden."

Minna brachte die Lampe. Als der Vater die verweinten Kindergesichter sah, stiegen ihm selbst Thränen in die Augen. Er beugte sich zu den Kleinen hinab und küßte sie herzlich.

„Gute Nacht, gute Nacht . . Ihr braucht nicht zu weinen . . Schlaft bald ein. Morgen früh ist vielleicht alles schon gut. — Minna, Sie bringen die Kinder zu Bett, nicht wahr? Gute Nacht, Herzchen."

Der Vater ging schnell in das Krankenzimmer zurück, um Herr seiner selbst zu bleiben. Doch als er das bleiche Gesicht

der Gattin mit dem Leidenszug um den Mund vor sich sah, da rollte eine Thräne nach der anderen in seinen Bart.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war kurz vor Mitternacht. Das Mondlicht zusammen mit dem gedämpften Schein der Lampe gab dem Zimmer, in dem die Kinder schliefen, eine gespenstische Beleuchtung. Die Gegenstände warfen lange Schatten, die riesenhaft an den Wänden zur Decke hinaufkrochen. Linas Bett erglänzte in geisterhaftem Nebelschimmer. Mit offenen Augen lag sie da.

„Bist du noch auf?“ fragte sie plötzlich, als eine unruhige Bewegung im dunklen Teil des Zimmers hörbar wurde.

„Ich kann nicht schlafen!“ antwortete eine weinerliche Stimme. „Ich muß immer an Mama denken.“

„Ich auch. Hast du den lieben Gott gebeten?“

„Schon drei Mal. Aber ich glaube, er hört mich nicht.“

„Warum denn?“

„Mir ist noch immer so bang.“

„Der liebe Gott hört alles!“

„Vielleicht kann er Mama nicht mehr helfen?“

„Doch, sicher. Er kann alles.“

„Wollen wir ihn einmal zusammen bitten? Dann thut er es vielleicht.“

„Ja — oder — mir fällt noch etwas Besseres ein. — Wir wollen an ihn schreiben!“

„Ich kann ja gar nicht.“

„Wenn ich dir die Hand führe, — weißt du noch, wie Mama beim Geburtstagswunsch für den Papa?“

„Dann geht es. Weißt du denn, wo der liebe Gott wohnt?“

„Im Himmel natürlich.“

„Geht denn die Post dahin?"

„Ich glaube nicht."

„Wie machen wir es dann?"

„Erst wollen wir einmal den Brief schreiben!"

Die Kinder standen leise auf und zogen sich notdürftig an.

„Hast du einen Briefbogen, Lina?"

„Du weißt doch, — den schönen mit dem Goldrand."

„Ja, aber —"

„Was?"

„Der sollte doch für die Lehrerin sein?"

„Das macht nichts. Der liebe Gott geht vor. — Minna kauft einen neuen, wenn wir sie darum bitten."

„Was willst du denn schreiben?"

Lina hatte den Bogen zurechtgelegt und ihr Schreibzeug aus der Schulmappe geholt. Dann setzte sie sich an den Tisch, auf dem die Lampe stand. Sophie sah neugierig zu.

„Lieber Gott!" begann Lina zu schreiben. „Du hast vielleicht vergessen, daß unsere gute Mama sehr krank ist. Denn Du hast sicher viel zu thun. Darum bitte ich Dich, wenn Du nicht selbst kommen kannst, schicke doch einen von Deinen lieben Engeln zu Mama. Der kann sie sicher wieder gesund machen, wenn Du willst. Wir wohnen allein im Hause, ganz nahe am Fluß. Damit Du unsere Wohnung weißt. Ich und meine Schwester Sophie bitten Dich ganz furchtbar, hilf unserer lieben Mama. Sophie schreibt auch noch. Ich führe ihr die Hand dabei. Lebe recht wohl, lieber Gott. Es küßt Dich

Deine

Lina."

„Das ist aber ein langer Brief!“ sagte Sophie.

„Jetzt kommst du. Setze dich hin und gieb mir die Hand. Was willst du schreiben?“

„Ich weiß nichts, — hilf mir ein bischen.“

„Nein, das geht nicht. Wir dürfen dem lieben Gott doch nichts vormachen.“

„Können wir schreiben: ich heiße Sophie und bin Linas Schwester und bitte Dich auch ganz von Herzen, unserer Mama zu helfen?“

„Gewiß. Also: Ich — heiße — Sophie — und — bin — Linas — Schwester — und — —“

Mit einiger Mühe gelang es, die Worte zu Papier zu bringen. Sophie stellte sich auch gar zu ungeschickt an.

„Jetzt noch die Unterschrift.“

„Mit tausend Grüßen und Küssen Deine liebe Sophie. Ja?“

„Meinetwegen. — So, nun laß mich wieder an den Tisch.“

Lina faltete den goldbedruckten Bogen sorgfältig und steckte ihn in den Umschlag. „An den lieben Gott im Himmel“ schrieb sie mit großen Buchstaben darauf.

„Eigentlich,“ sagte sie nachdenklich, „müßten wir dem lieben Gott auch etwas schicken. Nicht?“

„Ein Geschenk? — Aber dann muß es auch etwas sehr Hübsches sein.“

„Sonst lohnt es sich gar nicht. Was könnten wir denn — ? Laß mich einmal nachdenken.“

„Du —“

„Störe mich nicht!“

„Aber —“

„Du sollst still sein!!“

„Ich weiß ja, — was —“

„Ich auch jetzt.“

„Ich meine —“

„Wir wollen —“

„Unsere —“

„Neue —“

„Große —“

„Schöne —“

„Puppe!“

„Unsere Puppe!“

„Ja, die wollen wir ihm schicken!“

„Ich hole sie.“

„Die wird er gewiß nehmen. Ich packe sie schnell ein. Wir können ja noch hinten auf dem Brief schreiben: Hoffentlich gefällt Dir unser Geschenk?“

Sophie nickte ernst. Sie trennte sich schwer von der Spielgefährtin.

„So, — das wäre gethan. Jetzt aber, — wie schicken wir den Brief ab?“

„Wenn wir ihn außen auf das Fensterbrett legen, — ob er da abgeholt wird?“

„Wer weiß? — Ich denke, wir machen es anders.“

„Wie denn?“

„Nimm du den Brief und die Puppe. Ich trage die Lampe. Wir gehen hinaus. Aber leise, hörst du.“

„Wohin?“

„Du wirst schon sehen.“

Die Mädchen schlichen durch den Flur, bis sie an die Bodentreppe kamen. Da stiegen sie hinauf.

„Ach, Lina!“

„Still, — was giebt es?“

„Ich fürchte mich so."

„Dummes Zeug! Wir sind ja gleich fertig."

Der weite Speicher dehnte sich vor ihnen aus. Durch die offenen Luken sah der Mond und die Gestirne auf das seltsame Treiben der Kinder. In der Tiefe rauschte leise und geheimnisvoll der Fluß.

Lina stellte die Lampe auf den Boden und trat mit dem Brief in der Hand an das geöffnete Fenster. Einen Augenblick schaute sie hinaus in die stille Nacht. Der Fluß blinkte im Mondenschein; und die Sterne droben winkten ihr glückverheißend zu.

Ein frommer, heiliger Eifer faßte sie. Schweigend faltete sie die Hände zum Gebet. Die Schwester ahmte ihr nach. Dann warf sie feierlich Brief und Puppe hinab in die Tiefe.

Noch einen flehenden Blick zum Himmel hinauf. Dann huschten sie leise in ihr Schlafzimmer zurück. Zu sprechen wagten sie nicht mehr. Ergriffen legten sie sich nieder. Traum und Wirklichkeit gingen in einander über; und selige Gewißheit schloß ihnen die Augen.

Vom Kirchturm schlug es Mitternacht. Der Mond sandte sein Silberlicht auf die schlummernde Erde und spiegelte sich im Fluß, der stillrauschend den Brief und die Opfergabe dahintrug, — hin zum lieben Gott.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wider Erwarten genas die Mutter von ihrer schweren Krankheit.

Als die Geschwister Hand in Hand zum ersten Mal wieder vor dem Krankenbett standen, sahen sie sich glückselig in die Augen.

„Siehst du," sagte Sophie leise, „er hat unseren Brief bekommen!"

Sâvitrî,
die treue Gattin.
Nach einer Episode des Mahâbhârata.

Personen:

Yama, der Gott des Todes.
König Açvapati.
Sâvitrî, seine Tochter.
Der blinde König Dyumatsêna.
Dessen Gattin.
Dessen Sohn Satyavant.
Büßer, Brahmanen, Boten.

Fragment aus dem zweiten Akt.

(Sâvitrî, die Tochter Açvapatis, hat zu ihrem Gatten Satyavant erwählt, den Sohn des blinden Königs Dyumatsêna, der, von Thron und Reich verstoßen, mit seiner Familie ein armseliges Büßerleben in einem Hain bei Hastinapura führt. Der Vater widerstrebt dem Wunsch Sâvitrîs. Ein Brahmane weissagt ihr den frühen Tod des Erwählten: Satyavant wird in einem Jahr sterben. Aber Sâvitrî bleibt fest und teilt als Gattin Satyavants das entbehrungsvolle Leben der Einsiedler. Ein Jahr vergeht in stillem Glück. Da wird Sâvitrî daran erinnert, daß die Lebensfrist ihres Gatten ablief, daß heute der Tag ist, an dem er sterben soll. Von der Sorge um des Teuren Leben gejagt, eilt sie in den Wald, wohin er ging, um Bäume zu fällen.)

(Tropenwald. Abenddämmerung. Von links tönen Axtschläge und das Krachen stürzender Bäume.)

Sâvitrî:

(tritt auf, suchend, dem Geräusch nachgehend):

Von dorther klingt es —
Dank allen Bewohnern des Himmels,
Er lebt!
Nichts störte die Arbeit,
Froh schlägt die Axt,
Mich schreckte ein Traum.
Satyavant, Liebster!

Satyavant

(noch unsichtbar):

Wessen Stimme?

(Auftretend, die Axt in der Hand.)

Wer — du — Sâvitrî?
Was führt dich her?

Sâvitrî

(ihn umarmend):

Ich halte dich!
Du lebst!!
Ich lasse dich nicht!

Satyavant:

Liebe, Gute, welche Angst!
Sprich, was schreckte dich so?

Sâvitrî:

Weiß ich's selbst?
Unnennbare Angst
Krampfte mir die Brust zusammen.
Mich hielt es nicht
In der engen Hütte.

Ich mußte fort,
In deine Arme,
Dich beschützen!
(Neue Umarmung.)

Satyavant
(lächelnd):

Mich beschützen?
Das Weib den Mann?
Liebes thörichtes Kind!
(Sehen einander in die Augen.)
Gute!

Sâvitrî:

Nicht verloren hab' ich dich!
Nie, nie — laß ich dich mehr!
Ende für heute dein Tagewerk,
Kehre mit mir zurück.
Schon sinkt die Sonne.

Satyavant:

Nur den einen Baum noch,
Liebste,
Bald ist's gethan.
Warte auf mich, bleib hier,
Daß die fallenden Aeste
Dich nicht verletzen.
Dort im Moos
Ruhe dich aus von thörichter Angst.

Sâvitrî:

Bald?

Satyavant:

Wenige Schläge noch.

Sâvitrî:

Böser!

Satyavant
(geht einige Schritte).

Sâvitrî:

Satyavant.

Satyavant
(wendet sich):

Liebste?

Sâvitrî
(sieht ihn mit leuchtenden Augen an):

Nichts.

Satyavant
(schüttelt lächelnd den Kopf, geht).

Sâvitrî
(allein, lagert sich auf dem Moos. Abendgold spielt durch die Zweige. Die Axtschläge sind gedämpft hörbar. Pause. Dann leise):

Die Blumen lächeln
In prangender Schönheit,
Wie ein liebendes Weib,
Das sich schmückt dem Gemahl —
— — — — — — — — —*

(Pause.)

Satyavant:

Weh mir!

Sâvitrî
(fährt auf):

Was ist?

(Satyavant entgegen, der taumelt.)

---

* Fragment.

Satyavant:

Hilfe, Sâvitrî!
Ich kann — nicht — weiter —

Sâvitrî
(ihn haltend):

Hierher, zum Moos,
Halte dich an mich —
Was ist dir?

Satyavant:

Es schmerzt die Stirn,
Die Glieder brennen —
Lösche, lösche,
Mein Hirn steht in Flammen!
Ein jeder Schlag der Axt
Traf meinen Kopf, —
Nicht Bäume fällt' ich,
Mich selbst, mich selbst —!

Sâvitrî
(ihn stützend):

Weh, was geschah?!
Liebster!

(Sich umsehend.)

Und keine Hilfe!
Die Freunde fern!

Satyavant:

Schlafen — schlafen —
Nicht stehen kann ich,
Ich stürze — ich — brenne —
Lösche — lösche mein Hirn —

(Sinkt zusammen. Sâvitrî läßt sich nieder, so daß sein Kopf auf ihrem Schoß ruht.)

Sâvitrî:

Ruhe dich, Liebster,
Schlafe, schlafe!
Ich bin bei dir,
Ich wache für dich!

Satyavant (murmelnd):

Feuersglut — Feuer —
Lösche — lösche —

Sâvitrî (beruhigend):

Schlafen —!

(Schweigen.)

Er schläft!

(Nach kurzem Lauschen leise, traumhaft):

Ruhe still auf meinem Schoß,
Geliebter!
Treulich halt' ich Wacht für dich!
Träume gute, milde Träume,
Die dich heilen von dem Grausen,
Das der Fieberwahn dir vorspielt;
Ruhe sanft, die Gattin wacht.

(Stille. Der Mond verfinstert sich. Es wird völlig dunkel.)

Tiefes Dunkel um mich her —!
Bangen schleicht mir in die Seele.
Selbst der stille Gefährte der Nacht
Ging im Wolkenbette schlafen.
Weh, allein mit meinem Kummer,
In der Wildnis verlassen
Wie die einsame Hindin
Mit großen Augen,
Verirrt von der Herde.

(Schweigen.)

Was geschieht? —
Warum fühl' ich's
In der Brust wie Messerstiche —?
Meine Pulse fliegen —
Ich zittere — Hilfe!
Blutiges Licht — dort! dort!
Was steigt aus der Erde?!

(**Yama**, der Gott des Todes, steigt langsam empor, umgeben von einem roten Lichtkreis. Er ist schön; von fahler Hautfarbe; mit glühenden Augen. Seine Kleidung ist rot. Er trägt einen Strick in der Linken. Bleibt unbeweglich in einiger Entfernung stehen.)

Sâvitrî
(schaudernd vor Angst, stammelt):

Kann nicht aufstehn —
Kann nicht vor dir knieen —
Meine Glieder tragen mich nicht.
Bebend falt' ich die Hände —
Mein Gatte schläft,
Wecke ihn nicht!
Du bist ein Gott, ich fühl's!
Der Herzschlag stockt bei deinem Nahn,
Zu Eis gerinnt mein Blut in den Adern.
Kein Mensch bist du!
So zittert der Leib
Vor keinem Menschen.
Sage mir, wer du bist,
Daß ich dich ehre,
Sage mir, was du willst,
Daß ich es thue.

Yama
(sich langsam nähernd):

Sâvitrî,
Ich bin der Tod.
Fürchte dich nicht, — nicht du!
Dein Gatte hat sein Lebensziel erreicht,
Ich komme, um ihn mit mir fortzuführen.

(**Yama** steht vorn. Das rote Licht, das von ihm ausgeht, beleuchtet das Folgende.)

Sâvitrî
(bettet den Gatten auf der Moosbank und wirft sich vor Yama nieder, um seine Kniee zu umfassen):

Yama — Yama —

Yama
(die Hand erhebend):

Berühre mich nicht!
Du lebst!

Sâvitrî
(einen Schritt weichend):

Gnade, Gnade
Für meinen Gatten!
Schone, schone
Sein teures Leben!
Trenne uns nicht!

(Pause. Yama unbeweglich.)

Hart ist das Amt,
Das die Götter dir gaben,
Schwer ist die Pflicht,
Zu trennen die Menschen, —

Gatten und Gattin,
Vater und Sohn,
Bruder und Schwester!
Gnade, Gnade für ihn!

Yama
(langsam, ernst):
Schwer ist mein Gang, —
Oft bin ich selbst
Ungern Walter des Amts,
Ungern Erfüller der Pflicht.
Höchstes Maß der Erdenjahre
Spend' ich weisen Menschen gern;
Denn ihr Leben wiegt
Ungezählte Leben auf.

Sâvitrî
(leise):
Gnade, Gnade für ihn!

Yama:
Jung und kräftig ist dein Gatte,
Früh zog er das schwarze Los.
(Nähert sich dem Liegenden.)
Noch ist's Schlaf.
Ich muß ihn binden,
Ihn gen Süden mit mir führen.
Sâvitrî — du kehre heim!
Sorge für den Totenprunk,
Treu der letzten Gattenpflicht,
Kehre heim!

Sâvitrî
(stellt sich schützend vor Satyavant):
Höre, höre mich, mächtiger Herrscher,
Allbezwingender König Tod,
Sâvitrî, die treue Gattin,
Kennt ein ewiges Gebot:
Führst du ihn mit dir gebunden
Südwärts in das Reich der Schatten, —
Folgt die Liebe dem Geliebten,
Folgt die Gattin ihrem Gatten!
Nimm mich mit! Du hast erfahren
Selbst der Gattin heißes Sehnen,
Auch um dich vergoß die Treue
Blutige Thränen.

(Vortretend.)

Weißt du denn nicht mehr,
Sohn der Sonne,
Wie du, der erste Mensch,
Weiltest auf Erden?
Weißt du denn nicht mehr,
Wie du und die Schwester,
Gattin zugleich dir,
Glückselig lebtest
Wunschlose Traumzeit
Auf einsamer Erde?
Weißt du denn nicht mehr,
Wie du entrückt wardst, —
Und sie —
Verlassen wie ich! —
Welkte dahin vor Gram,

Bis unsterbliche Götter
Mitleidvoll schufen die Nacht,
Damit sie im Schlaf
Ihres Kummers Vergessen
Finde, — grausamer Trost!
Erwachend aufs neue zu leiden!
Weißt du nichts mehr von dem,
Was immer noch blüht
In den Liedern der Menschen,
Was von Geschlecht zu Geschlecht
Fortlebt als köstliches Erbe?!

Yama:

Es ergreifen deine Worte
Mich mit Wunderwehen. —
Kehre um! Die Todespforte
Darf kein lebend Auge sehen.
Dich zu trösten, dich zu ehren,
Will ich einen Wunsch gewähren.
Alles, alles darf ich geben, —
Nur nicht deines Gatten Leben!

Sâvitrî

(die hoffnungsfroh mit erhobenen Händen auf Yama zugeschritten ist, wird durch die letzten Worte enttäuscht. Pause. Dann):

Soll ich eine Bitte wagen,
Einen Wunsch des Herzens künden, —
Für den Vater meines Gatten
Fleh' ich um verlorenes Glück.
Sehend saß er auf dem Throne,
Jetzt im Hain ein blinder Büßer,

Augenlicht und Königskrone
Sind ihm jetzt verlorenes Glück.
Gut ist er vor allen Menschen;
Willst du einen Wunsch gewähren,
Schenk' ihm Augenlicht und Krone,
Schenk' ihm sein verlorenes Glück.

Yama:

Was du erbeten, wird geschehn,
Drum kehre um und zieh dorthin,
Selbst schenke Greisen-Augen Sehn,
Selbst sei des Lichtes Spenderin:
Berührst du seine Augenlider,
So scheint ihm Indras Sonne hell,
Und auch zu seiner Herrschaft wieder
Wird man ihn rufen zauberschnell.
Nun kehre heimwärts, geh zurück,
Denn bald ermüdet dir der Fuß,
Kehr' um und spende dort das Glück,
Des grausen Yama milden Gruß.
Der Weg ist weit, der Süden fern,
Und dunkel ist die Nacht;
Du siehst, kein einziger Leuchtestern
Am Himmelsdome wacht.
Geh heim, geh heim, du treues Weib,
Erfüllt ist deine Pflicht,
Daß nicht dein schöner junger Leib
Elend zusammenbricht.

Sâvitrî:

Treues Weib kennt kein Ermatten,
Ist die Straße noch so lang;
Folgen muß sie ihrem Gatten
Auch auf seinem letzten Gang.
Laß mich folgen, wohin alle
Wir doch einmal ziehen müssen,
Laß mich ein in jene Halle,
Wo wir unsere Sünden büßen.
Laß mich hören, wenn der Richter
Meines Gatten Erdenwandeln,
All die Ziele seines Strebens,
All sein Denken, all sein Handeln,
All sein Ringen, oft vergebens,
Vorliest aus dem Buch des Lebens.
Findest sündig du sein Wollen,
Steigt er niederwärts zur Sühne;
Läutert Qual den Sündenvollen
Schaut er neu des Lebens Bühne,
Neuen Kreislauf zu beginnen
In veränderten Gestalten,
Endlich Ruhe zu gewinnen
Durch gerechtes Richterwalten.
Niemand wandelt ohne Fehle
Im Getriebe dieser Erden,
Und wir müssen schuldig werden.
Doch ich weiß, daß seine Seele
Aufsteigt in den Kreis der Deinen,
Um sich mit den Sündenlosen
Dort auf immer zu vereinen,

Wo die Sonnen ewig scheinen,
Zephyrwind und Balsam kosen,
Wo du selber mit den Reinen
Thronest unter Blütenrosen.

Yama:

Wie den Dürstenden die Quelle
Laben mich die guten Worte.
Bleibe hier an dieser Stelle,
Folge nicht zur Todespforte!
Menschenaugen ist verboten,
In die Schattenwelt zu schauen,
Nur die Toten nahn den Toten
Ohne Grauen.
Schicksalsspruch kann niemand wenden!
Laß versiegen deine Zähren;
Denn noch einmal will ich spenden
Dir zum Troste Wunschgewähren,
Was dir teuer, das erwähle, —
Nur nicht deines Gatten Seele!

(Yama tritt auf den Schlafenden zu. Wieder stellt sich ihm Sâvitrî in den Weg.)

Sâvitrî:

Leben soll ich, ich allein?
Ungerührt — läßt du mich klagen?
Ärgstem Fluch willst du mich weihn,
Freudlos Daseinslast zu tragen?
Höre denn, höre, was ich flehe,
Höre mich zum letzten Mal:
Endige mein Wehe,
Endige die Qual!

Magst du ihn von hinnen nehmen,
Den ich hier beweint,
Ohne Trennung, ohne Grämen
Sind wir drüben bald vereint!

Ist doch unser Leben selbst
Nichts als Sterben.
Es stirbt in uns die Kindheit und die Jugend,
Die Zeit der Liebe welkt dahin,
Die einen kurzen Sommertag geblüht . . .
Es stirbt der Glaube, den wir an uns selbst
Und an die Menschheit tief im Herzen tragen.
Die Hoffnung schwindet, die den Tag vergoldet,
Die Wünsche fallen ab wie welke Blüten,
Der Nachtfrost schauerte darüber hin;
Der Körper krümmt sich, den das Leben drückte,
Und endlich scheiden unsere Sinneskräfte:
Auge wird trüb, und Ohr versagt den Dienst.
Wir sterben lebend, ohne es zu wissen,
Und fürchten thöricht uns vor Grab und Tod.

Yama, Yama,
Laß mich sterben!
Ich umklammere deine Glieder,
Will mich schaudernd an dich heften,
Und — sink' ich getroffen nieder,
Danken dir mit letzten Kräften, —
Küssen will ich deine Hände,
Wenn sie mir Erlösung bringen,
Segnen dich, fühl' ich mein Ende
Starr und kalt zum Herzen dringen.

Magst du mich zur Qual verdammen
An den Siedeort der Bösen, —
Aus des Südens Folterflammen
Wirst du milde mich erlösen;
Nach Verdienst wirst du mich strafen,
Zu gerecht, mich zu verderben, —
Laß mich schlafen, Yama, schlafen,
Laß mich sterben!

(Sâvitrî wirft sich vor Yama nieder und berührt mit der Stirn seine Füße. Er hebt die Hand und tritt zurück.)

Yama
(nach einer Pause):

Mächtig greifen deine Worte
Mir ans Herz. Nur wenig Stunden
Hab' ich je am düstern Orte
Götterdaseins Glück empfunden.
Seit die Gattin, die vor Zeiten
Mir der Vater zugesprochen,
Aufstieg in die Himmelsweiten,
Ist mein Glück entzwei gebrochen.
Einsam mit den Toten-Seelen
Schlepp' ich meines Amtes Pflichten,
Mich aufs neue zu vermählen
Blieb des Herzens stilles Dichten.
Sâvitrî, du göttlich Reine,
Selig warst du schon auf Erden,
Sei unsterblich, sei die Meine,
Todesgöttin sollst du werden!

(Sâvitrî springt entsetzt auf, die Arme über die Brust kreuzend.)

Yama:

Du starrst mich an, du weichst zurück,
Du bangst und redest nicht?
Vielleicht betäubt dich nur das Glück,
Dich blendet noch das Licht?
Auf Thronen wirst du sitzen,
Für immer jung und schön,
Deiner Krone Kleinodien blitzen
An lichten Himmelshöhn,
Die Erde dir zu Füßen,
Dein Haupt im Wolkenblau,
Die Sternengöttinnen grüßen
Dich, seligste Frau!

Sâvitrî

(die Hände über der Brust, steht mit gesenktem Haupt einige Zeit schweigend vor Yama. Dann wirft sie sich vor dem schlafenden Gatten nieder und sieht ihm liebevoll ins Antlitz. Sie hält seinen Kopf mit der linken Hand erhoben, blickt scheu auf den unbeweglichen Yama und birgt dann ihr Gesicht an der Brust des Gatten. Leise, innig):

Einzig Geliebter!

(Pause. Endlich spricht sie, unsicher, zögernd, anfangs noch auf den Knieen.)

Versuchen willst du mich . .!
Ein Weltenhüter
Und ich, die Staubgeborene!
Du willst mein Unheil!
Was ließest du mich
Nicht sterben, als ich dich bat?
Kann ich den Gatten
Liebend erretten,
Ohne die Pflicht, die ich schwor, zu verletzen,

Sag' es mir an!
Nichts ist zu schwer,
Kein Meer zu tief,
Kein Berg zu hoch, —
Liebe vollbringt es!

Yama:

Danke mir, daß ich nicht erfüllte
Thörichten Wunsch —
Lebe noch lange
Als treue Gattin —
Wünsche zum dritten,
Zum letzten Mal,
Wünsche alles,
Was du begehrst, —
Liebe ist stärker als Schicksal,
Liebe besiegt den Tod.

Sâvitrî:

Volle Gnade
Spendest du dies Mal, Gnadenreicher!
Einen Wunsch, nur den einzigen
Kann ich wählen — du kennst ihn —
Schone Satyavant!
Der gebietende Herr meines Leibes,
Hier mein Gatte, er soll leben,
Leben mit mir lange Jahre!
Ist er mir geraubt,
Nützt mir selbst Götterglanz nichts;
Ist er mir geraubt,
Was sollte mir Schönheit?

Einen Wunsch, nur diesen einzig
Kann ich wählen:
Wahrheit, laß es Wahrheit werden,
Satyavant lebe — lebe!

Yama:

Also sei es.
Er wird erwachen
In deinen Armen.

Sâvitrî
(küßt einen Zipfel seines Gewandes).

Yama:

Danke mir nicht.
Du selbst hast ihn erlöst,
Deine Liebe
Machte ihn frei.

(Es wird völlig Nacht. Wenn der Mond wieder scheint, ist Yama verschwunden.)

Siegfried Chodziesner.

Traummüd.

Traummüd wiegen sich Nebelstreifen
Über dem Ried,
Durch den Strauch mit brünstigem Pfeifen
Ein Reh hinzieht;
Fernher flutend auf dämmrigen Schwingen
Erwacht ein Lied,
Gottes Näh in der Seele ein Klingen
Ahnend verriet.

Nebelstreifen rühren die Saiten
Mir in der Brust,
Wie ach so vergänglich die Zeiten
Der Jugendlust;
Und wie fern schon verwehet die Weise
Im Abendduft,
Duften mir Klänge noch leise, leise,
Fast unbewußt.

Willy Friedrich.

Mein Traum.

Einst lag ich am Baume
Im Traume
Und lauschte,
Wie's rauschte
Im Baume.

Da rauscht mir's ans Ohr,
Du Thor,
Was lebst du
Und strebst du
Empor?

Was ringst Du zur Höhe?
Dir wehe!
Zur Tiefe,
Erst prüfe,
Vergehe.

Ich fand mich tief unten
Zerschunden.
Ich dacht' es,
Ich wagt' es —
Verschwunden.

Dann.

Versinkt mir die Sonne für immer ins tiefe unendliche Meer,
Umhüllt mich das Dunkel und lauert die Finsternis rings um mich her,
So greif' ich zur strahlenden Leuchte der göttlichen Poesie
Und fasse das bunte Gewebe bestrickender Phantasie.
Drauf leuchte ich hin mir zum Baume, dort nehm' das Geweb ich zur Hand
Und schling aus den silbernen Fäden ein festes geschmeidiges Band,
Das knüpfe ich hoch an dem Baume und wind um den Nacken es mir
Und schlaf' in dem süßesten Traume ins selige Jenseits von hier.

Victor Manheimer.

Morgentraum.

Des Frühlings weiche Lüfte wehen leise
Vom See herüber, seine Wellen kräuselnd
In denen sich die Morgensonnenstrahlen
Mit goldgem Schimmer baden; spielen träumend
Um kahle Zweige deren erste Knospen
Verstohlen um sich schaun; sie fächeln wohlig
Auch meine heiße Stirn und kühlen lindernd
Der Augen Fieberglut die sehnsuchtsbange
Nach oben starrn, wo weiße Wolkenfetzen
Des Himmels tiefe Bläue träg durchschweifen.

. . . Kein Hauch, kein Ton durchbebt das matte Schweigen,
Und alles träumt und alles lächelt müde.
Kaum hörbar atmet die Natur . . . und langsam
Ergießt sich Dämmrung über meine Sinne
Und langsam senken sich die schweren Lider.

. . . Und plötzlich hör ich sammetweiche Schritte,
Wie wenn ein nackter Frauenfuß den Teppich,
Auf den Geliebten eilend, kost und streichelt.
Ich will mich rasch erheben . . . doch vergebens;
Wie Geisterhände fesselts meine Glieder
Und hält mich eisern klammernd fest am Boden . . .

Und immer näher schleichts; schon knistern leise
Gewänder; schon durchzittert schwacher Atem
Die Luft, und warmer Frauenduft umflimmert
Mir meinen Sinn. Sie steht und zaudert lange.
Da plötzlich fühl ich einen heißen Atem
Um meine Wangen glühn, und Seidenlocken
Umschmeicheln streifend meine Stirn und Augen,
Und volle, knospendreine Lippen pressen
Sich sengend an die meinen fest in langen,
Glückselgen Küssen . . .

Da erwach ich.
Ich seh mich um; kein Mensch; nur aus dem Wasser
Erheben weiße Schleier sich und winken
Mir Abschied zu und flattern auseinander.

Waldemar Hafa.

Blütenregen.

Ein Blütenbaum am Wege stand,
Drin sangs und klangs so munter;
Weit draußen ruht' das heiße Land
Und wir im Schatten drunter.

Es störte unser Liebesspiel
Kein Sonnenstrahl verwegen —
Nur ab und zu aufs Haupt uns fiel
Ein leiser Blütenregen.

Und kommt die Nacht, mein liebes Kind,
Zu Nest die Vöglein fliegen;
Im Blütenbaum der Abendwind
Wird uns in Schlummer wiegen.

Dann wollen wir zur Maienruh
Uns folgsam niederlegen —
Daß nichts uns störe, deckt uns zu
Der leise Blütenregen.

Am Abend.

Es dämmerte. Den Buchengang
Schlich er gebeugten Haupts entlang.

Auf einer Bank in müder Ruh
Sah still sie seinem Kommen zu.

Und als er nahend sich gewandt,
Da hat auch er sie jäh erkannt.

Sie wollte aufstehn — doch ein Blick —
Er setzte sich — sie sank zurück.

Sie sahn sich an. Sie lasen beid
Im andern die Vergangenheit . . .

Gerhard von Poellnitz.

Children of Belial.

Ist es nicht Sünde froh zu sein
In dieser Welt der Qualen,
Mit andrer Wesen arger Pein
Die eigne Lust zu zahlen?
Es ist der Geist der aufwärts ringt,
Dem wir zum Dienst gehören:
Wen dieses Geistes Kraft noch zwingt,
Der muß das Glück entbehren.

Martin Wollsteiner.

Ein Träumer.

Nur halblaut, wie müde, tönt das Brausen der Weltstadt, ihr Prusten und Stöhnen, herüber zu den stillen Ufern des breiten Stromes; herüber zu dem bleichen Träumer der dort am Geländer der Brücke lehnt und mit großen Augen hinabstarrt in die Flut zu seinen Füßen . . .

Tiefdunkel, bedeckt von dem dichten Dämmerschleier, den der Abend über sie gebreitet, liegt sie da, nur hier und da von dem matten Schein einiger unruhig, wie nervös flackernder Laternen spärlich erhellt — ein finsterer, unheimlicher Riese, wie bereit seine Gigantenarme auszustrecken nach dem schwachen, hilflosen Menschenkinde da oben, es an sich zu drücken mit erpressender Kraft und zu zermalmen, erbarmungslos, ohne Gnade . . .

Der aber dort oben, der einsame Jüngling, sieht nicht die Gefahr die ihm droht, er sieht nicht den lauernden Blick des Ungeheuers, sieht nicht, wie schon die Riesenglieder in der Vorahnung der Beute wonnetrunken erbeben — —

Er hört nur das rastlose Rauschen der Wogen die bald leise und eintönig, bald wild und bewegt an die steilen Ufer schlagen.

Doch seltsam — je länger er hinabhört und -lauscht, um so mehr scheint ihm sich dieses Rauschen zu verwandeln: ver-

schwommen nur anfangs und undeutlich, dann immer schärfer, klarer hört er Takte und Rhythmen sich abheben, emportauchen, hört, wie sie sich gliedern und formen zu einer eigenartigen Melodie: jetzt schwermütig klagend und seufzend und bittend, ausklingend mit fast ersterbendem Hauch .... jetzt stürmisch wild verlangend, fast drohend, wie von fesselloser Leidenschaft durchbebt.

Lockend, schmeichelnd, wie sinnverwirrender Sirenenzauber dringt diese Melodie an sein Ohr, ihm ist's als ob ihr Bitten und Fordern ihm gelte, als ob sie ihn rufe, beschwöre hinabzukommen, zu ihr, in die Tiefe.

Und wie er so steht und hinabsieht und -hört, da zieht vor seinem Geiste das Leben vorüber das er gelebt, seitdem er auf sich selbst gestellt ist. Er gedenkt seiner Versuche, sich hineinzufinden in eine Welt für die er nicht geschaffen, nicht tauglich, seiner Anstrengungen sich eine Stellung in ihr zu erringen, er sieht sich, wie er schon bei der Berührung mit ihr immer zusammenzuckt, wie er sich dann aufrafft, um die sich entgegentürmenden Hindernisse zu besiegen, wie er kämpft, kämpft mit aufeinandergebissenen Zähnen und — unterliegt; er überdenkt, wie er sich stets ein Fremdling gefühlt unter all den hastenden, lärmenden Menschen um ihn, wie er freudlos und einsam dahin gegangen, gleich einem trunkenen Taumler, oft kaum seine Umgebung sehend, ohne Lust am Leben, müde, so greisenhaft müde und hoffnungsleer, eine große Sehnsucht nach einer anderen, schöneren Welt, der Welt seiner Träume, im Herzen tragend.

Und wie das alles plötzlich in greller, blitzscharfer Beleuchtung vor ihm steht, wie er die ganze Oede seines Daseins überhaupt übersieht, da erfaßt ihn ein Ekel, ein Grauen davor, sich weiterzuschleppen durch das Leben — — —

Und immer lockender, immer berauschender, unwiderstehlicher wird der Ruf der von unten aus dem Wasser zu ihm emporschallt, immer dringender, verlangender werden die Töne die zu ihm aufsteigen, und plötzlich scheinen ihm alle, die weichen und zarten und die lauten und stürmischen mit einander zu verschmelzen, neue kommen hinzu, immer neue, und sie alle klingen zusammen zu einem einzigen rauschenden Sehnsuchtsschrei . . . .

Weit vorgebeugt über die Schutzwehr der Brücke, das totenbleiche Gesicht mit den brennenden Augen starr auf das wogende Wasser gerichtet, steht er da, der einsame Träumer, am ganzen Körper vor Erregung zitternd.

Und mit einem Male steigt eine heiße, verzehrende Glut in ihm auf, packt ihn eine wilde lodernde Lust, eine sinnlose Gier, dem Rufe der da an ihn ertönt zu folgen, sich hinabzustürzen in die Tiefe.

Und immer furchtbarer, fieberhafter wird die Erregung die ihn durchschüttelt — in großen Tropfen steht ihm der Schweiß auf der Stirn, sein Atem geht keuchend — — und jetzt, jetzt kann er sich nicht mehr halten, er muß hinab, muß... und — mit festem, packendem, eisernem Griff faßt er das Geländer — ein Anspannen aller Nerven und Muskeln — und in weitem, kreisendem Bogen, mit leuchtenden Augen, um die blassen Lippen ein seliges Lächeln, wie erleichtert, saust er hinab in den dunklen, gähnenden Strom . . . .

Ein Klatschen, ein Aufschäumen der Wellen, und gurgelnd schließt sich das Wasser.

Maria Malczewska.

Das Mutterherz.

Nach einem altfranzösischen Stoff.

Liebe, Liebe
Fleh' ich von dir!
Höre mich, höre mich,
Sieh mir ins Auge,
Wende dich nicht!
Alles, alles —
Glanz und Gold —
Nimm, es ist dein!
Ruhm und Ehre,
Höher als Gold mir —
Nimm, es ist dein!
Meine Zukunft, meinen Namen
Alles, alles will ich opfern,
Um Liebe, Liebe
Will ich es geben!"

„Blinder Knabe, laß dein Flehen,
Laß dein Werben, laß dein Lieben,
Weiche weit — ich will dein Unglück.
Was ich fordre, thust du doch nicht!
Laß dein Flehen, blinder Knabe,
Laß dein Lieben!"

„Nimmer, nimmer!
Sprich, was ist es?
Fordre alles, alles fordre —
Um Liebe, Liebe
Will ich es thun!“

„Vernimm und schweig!
Bring mir das Herz
Das dir am liebsten ist
Nach meinem Herzen —
Das Herz deiner Mutter.
Es macht mich ewig jung und ewig schön.
Dann bin ich dein!

— — — — — — — — —

Du schweigst? Siehst du, du schweigst —
Blinder Knabe, laß dein Flehen,
Laß dein Werben, laß dein Lieben —
Was ich will, du thust es doch nicht.“

„Das Herz der Mutter?!
Meiner Mutter Herz!
Zurück, nimm ihn zurück
Den grausen Wunsch!
Alles, alles,
Nur das nicht — das nicht —“

„Knabe, Knabe — blinder Knabe,
Laß dein Werben, laß dein Lieben,
Laß dein Flehen, blinder Knabe,
Laß dein — —“

„Still! Ich kann dich so nicht hören!
Still — — ich thu's —
Bring' dir das Herz
Das mir am liebsten ist
Nach deinem Herzen —
Das Herz meiner Mutter."

Der Knabe geht,
Geht — mordet die Mutter
Und eilt zurück —
In der Hand
Das zuckende Herz.
Eilt und strauchelt,
Fällt zur Erde —
Stöhnend hebt er sich vom Boden,
Steht und stöhnt.

Da fragt besorgt das Herz der lieben Mutter,
Das Mutterherz,
Das blutende Mutterherz:
„Hast du dir weh gethan, mein Kind?"

An Erich Schmidt.

Zwischen zwei Semestern.

Es waren andachtvolle Feierstunden
Die du durch deine Worte uns bereitet,
Da du dein Schaffen vor uns ausgebreitet,
Die wir noch nie das hohe Glück empfunden,
Von einem weltenreifen Geist geleitet,
An wortgestrenge Wissenschaft gebunden,
Mitzuerleben die Vergangenheit,
Der großen Dichter werdefrohe Zeit.

Sie standen vor uns auf, die starken Geister,
Ihr Ringen, Können, Scheitern that sich auf,
Und Er, der Meister aller Meister,
Trug uns zur Lebenshöhe mit hinauf;
Wir sahen ihn sein reiches Werk erbauen,
Ergriffen folgten wir dem Siegeslauf
Und voll Verehrung durften wir erschauen
Die seinen Lebenspfad geschmückt, die Frauen.

Du maltest Bilder voll der reinsten Farben,
Bald rasch, bald zart, wie es der Stoff verlangt,
Du bandest vor uns auf die goldnen Garben
Der Wissenschaft — sei herzlich drum bedankt!

Wir haben mitgejubelt, mitgebangt,
Wenn Liebe jauchzte, Blütenträume starben —
Was du geschafft an stillen Werkeltagen,
Mit Feiermiene kamst du es zu sagen.

Ein Seelenkünder warst du ohne gleichen,
Wie ihn Natur nur einmal sich erschafft,
Denn mit den Herzenstönen, zarten, weichen,
Verbindest du die männlich schöne Kraft;
Was du erkämpft in strenger Wissenschaft,
Uns schenktest du's, fast mühlos zu erreichen,
Und sind wir Frauen fremd auch eurem Streben,
Du gabst uns Teil am höchsten Geistesleben.

Laß gütig zu, daß wir dich so verehren;
Erfahre nun was unser Hoffen quält:
Es knüpft sich an den Dank auch ein Begehren,
Wir alle fühlen tief was uns noch fehlt,
So bitten wir, du mögest nicht verwehren,
Das zu erlangen was uns heiß beseelt,
Besprichst du nächstens Dämmer-Dichter-Worte,
Laß uns herein, eröffne uns die Pforte!

Nicht eitle Neugier treibt uns dir zu Füßen,
Zur Unterhaltung nicht, zu ernster That
Empfangen wir der Wissenschaften Saat —
O laß uns nicht für wenig Schuldge büßen —
Vielleicht wirst du uns selbst einmal begrüßen,
Uns anerkennen im Gelehrten-Rat —
Und bleiben wir auch alle unbekannt,
Wir sahen doch durch dich der Dichtung Land.

Kam dir beim Reden nie ein still Gedenken,
Wenn du die Frauen maltest tief und klar,
Daß dort, auf jenen letzten Bänken,
Manch eine saß die so wie jene war,
Der eine Ahnung aufstieg wunderbar,
Man werde ihrer auch dereinst gedenken?
Du hast's gefühlt — drum nieder mit den Schranken,
Nicht wir allein, die Nachwelt wird dir danken!

Emil Schering.

Liebeswerben.

Das Zittern dieser Blütenzweige
den Leib umschlingt und leise wirbt,
daß sich dein liebes Haupt mir neige,
dein Zittern in dem meinen stirbt.

Falten.

Wenn leider
die Kleider
verhüllen dich,

so halten
doch Falten
die Glieder fest.

Im Gehen
und Wehen
der Winde leis

sie stehlen
und hehlen
die Schönheit dir.

In nächster Nacht.

O säume, Knabe, säume
noch bis zur Nacht.
O denke deiner Träume
vergangner Nacht.
Bis sie erfüllt sind
in nächster Nacht,
o säume, Knabe, säume.
Bis dir enthüllt sind
in nächster Nacht
die Reize deiner Träume,
o säume, Knabe, säume.

Bis zur Liebe.

Lorsqu'on débouche du champagne, il mousse et se calme, mais lorsqu'on entr'ouvre seulement le bouchon pour faire mousser, pas assez pour calmer.

Marie Bashkirtzew.

1.

Letzter Besuch.

Leise trete ich ein. Das Zimmer ist dunkel. Nur von den weißen Fenstervorhängen strömt mattes Licht. Ich taste mich vorwärts. Die Augen wollen sich nicht gleich gewöhnen. Da stoße ich mit einem Knie an, und die linke Hand faßt in die Haare seines Kopfes, während meine rechte von seinen Händen ergriffen wird.

„Du liegst zu Bett, Willy? Und ich sollte dich doch auf finden. Hätte ich das gewußt, wäre ich nicht gekommen."

„Ich denke, Putz, wir hätten uns verstanden. Nicht wahr!"

Ich beuge mich über ihn und sehe sein abgezehrtes Gesicht. Er legt die Hände auf meinen Kopf und zieht ihn zu seinen Lippen nieder. Ich fühle die Berührung.

Eine Weile bleiben wir still. Meine Augen haben sich an die Dunkelheit gewöhnt, und ich sehe nun, daß das Bett mitten im Zimmer steht. Es ist wie Aufbahrung.

Willy liegt wie im Schlafe da. Endlich öffnen sich Augen und Lippen, und meine Hand drückend sagt er: „Ich danke dir, Putz. Du bist ein guter Kerl. Nur hast du den Fehler des Temperaments."

Und nach einer Weile:

„Ich weiß einen Arzt der mich heilen wird. Langsam und leise wird er kommen. Sanft wird seine dunkle Hand mir über Stirn und Augen streichen. Auch dir wird dein Arzt kommen. Wie der meine dunkel, wird der deine hell sein, und sie werden uns heilen für alle Zeit."

2.

Die silberweißen Blumen.

Es war ein seltsamer Traum.

Auf einer verlassenen Wiese die rings Gebüsch umgab, hatte sich auf der linken Seite Volk zusammengedrängt, Männer und Weiber, halbwüchsige Burschen und Mädchen. Alle schienen auf etwas zu warten. Da trat von rechts her ein alter Mann in dunkler Gewandung und schneeweißem Haar auf die Lichtung hinaus. Die Leute wußten nicht, war es ein Zauberer oder war es ein Pfaffe. An der Hand führte er ein blühendes Mädchen in hellem Kleide. Von der untergehenden Sonne fiel ein roter Stral auf ihr schwarzes Haar und umspielte das Haupt des Alten.

Der zeigte auf die silberweißen Blumen mit denen die Wiese wie mit Perlen übersäet war, und sprach:

„Sieh, diese Blüten hier kann nur eine Hand pflücken die rein ist und rein bleibt. Ich weiß, auch du wirst wie alle anderen deine Sinne nicht bezwingen können. So wenig du von diesen Blüten eine Handvoll brechen kannst, so wenig wirst du, wenn die Sehnsucht über dich kommt, widerstehen können.“

Sie senkte den Kopf und wurde glutrot.

Als ob sie gezogen würde, ging sie mit widerstrebenden Füßen auf die Blumen zu. Sie bückte sich und pflückte eine. Freude glänzte über ihr Gesicht. Mit hastiger Eile brach sie die zweite. Laut jubelte sie auf. Doch die dritte gab der Hand nicht nach. Sie zitterte, und das Herz schlug ihr lauter gegen die Brust. Und als sie ihre Kräfte zusammennahm und

mit beiden Händen den zarten Blütenstiel faßte, da strömte ihr plötzlich ein feiner Duft entgegen und ein unsäglich süßes Gefühl überlief sie das ihre Hände kraftlos machte. Sie mußte diesem Gefühle nachgeben, und die Augen eindrückend vergaß sie einen Augenblick sich und was um sie war. Dann schreckte sie auf, warf die beiden Blüten die ihr wie glühende Kohlen die Hand versengten, fort und stürzte in die Büsche wo sie schluchzend niedersank.

Ein höhnendes Gelächter schallte aus der Menge hinter ihr drein. Das trieb sie wieder auf und jagte sie weiter, immer weiter weg von diesem schrecklichen Ort.

Als der Alte im weißen Haar sie aus dem Auge verlor, wandte er sich zu dem lärmenden Volke: „Will einer von euch diese Blumen brechen?"

Das Lachen verstummte. Die Männer vermieden den Alten anzusehen und traten scheu zur Seite. Die Weiber zuckten die Achseln und zogen unter ärgerlichen und höhnischen Ausrufen ab.

Die Wiese ist leer.

Nur der Alte steht noch immer da. Um ihn her duften die silberweißen Blüten.

Endlich geht auch er.

Er sucht weiter und ruht nicht, bis er einen Menschen, Jüngling oder Jungfrau, findet der die silberweißen Blumen brechen kann.

3.

Am Wege.

Die Batterie zieht vom Manöverfeld zur Stadt in die Quartiere. Die Chaussee verläßt bald den Wald, und die glühende Mittagssonne scheint auf die bestaubten Kanonen.

Die Kanoniere sitzen auf ihren Kasten und fahren singend ihres Wegs.

Am Rande des Grabens sehen sie einen Infanteristen liegen. Der Lazaretgehilfe bemüht sich um ihn und lehnt den Oberkörper an eine der jungen Rüstern, welche die Chaussee auf beiden Seiten begleiten.

Die Kanoniere ziehen vorbei und singen weiter.

Bald sehen sie einen zweiten am Graben liegen. Ein Spaziergänger sucht ihm aus einem Fläschchen einzuflößen.

Die Kanoniere ziehen vorbei und singen weiter.

Hinter einer Biegung liegt der dritte. Ohne jede Hilfe.

Die Kanoniere singen leiser. Hier und da hört einer auf.

Die starren bleichen bestaubten Gestalten am Grabenrand mehren sich.

Der Gesang wird immer leiser und verstummt nach und nach.

Still und geduckt sitzen die Leute auf ihren Kanonen.

4.

Mit fünfzehn Jahren.

Es war einmal ein kleines Mädchen. Kaum fünfzehn Jahre alt. Das wollte gern wissen was eigentlich die Liebe sei.

Keiner konnte's ihr sagen.

Da nahm sie eines Abends ihr älterer Bruder ins Theater mit. Es war ein seltsames Stück. In Japan spielte es. Die zarte Fürstenfrau liebte den gewaltthätigen Maler, und es duftete von Blumen und Blüten.

Das Kind im blauen Kleide machte die Augen groß auf und sah, wie sie sich küßten und wahnsinnige Worte stammelten.

Das also war Liebe?

Auf einmal fühlte sie an ihrem linken Knie einen fremden Körper. Sie blickte hinab und sah, wie unter ihr auf der nächsten Reihe ein junger Mann in braunem Haar leise und vorsichtig mit der rechten Schulter sich an ihr Knie lehnte. Erschreckt setzte sie sich weiter zurück. Es überlief sie, wie sie's früher empfunden, wenn sie sich sehr ängstigte, und doch anders. Nach einer Weile versuchte er's von neuem. Diesmal zwang sie ein Gefühl, es geschehen zu lassen. Und wie es da unten auf der Bühne Nacht und im Zuschauerraum dunkel wurde, lehnte er sich ganz zurück und lag fast in ihrem Schoß. Und sie hatte plötzlich den Wunsch, seinen braunen Kopf mit beiden Händen zu umfassen und ihn auf ihren Schoß niederzuziehen. Doch sie wagte es nicht.

Noch wenige Augenblicke, das Stück war zu Ende.

Sie erwachte wie aus einem Traum und sah ihn gehen. Er blickte sie noch einmal an. Seine Augen dankten ihr.

Da überkam's sie plötzlich: das ist die Liebe!

Beinahe hätte sie's laut ausgerufen.

5.

Die Alge.

Abseits ein stilles Gewässer.

Auf dem klaren Grunde wiegt sich in langen leisen Wellen eine Alge. Ihr grünes Geflecht dehnt sich im Glanze der das Wasser durchleuchtet. Freude scheint es zu bewegen. Sie ist den hohen Gestalten die ein Dunkel nach sich ziehen, heute dankbar. Mit ihrer Hilfe hat sie eben zwei Algenteilchen gezeugt und zittert vor Lust.

In ihrem weiten Kreise schwärmen die kleinen Dinger hin und her, schwimmen hierhin und dorthin, suchen sich zu entfliehen und kommen immer sich näher, streben hinaus in das unendliche Wasser und immer zieht's sie zurück. Sie wollen sich verlieren und finden immer sich wieder. Sie meiden sich und umkreisen schon einander. Und die Kreise werden enger und enger, bis die beiden Schwärmer leidenschaftlich zusammenstoßen und zu einem Wesen sich vereinen.

Die Alge wiegt sich mit ihrem grünen Haar in glänzender Lust.

6.

Flirt.

Die Pferdebahn fährt über die Brücke. Im dunklen Wasser spiegeln sich die Lichter. Ich sitze in der linken Ecke dicht an der Thür. Eine junge Dame ist eingetreten und setzt sich mir schräg gegenüber. Ich freue mich über ihre Augen und gebe mich ihnen hin. Und wie ich sie ganz in mich aufgetrunken habe, schließe ich die meinen, um nur die ihren zu fühlen. Nach einer Weile blicke ich auf und sehe ihr Bild im trüben Glase des Wagens. Das Licht ihres Angesichts spiegelt sich darin, und die Stralen gehen zurück und beleuchten mich. Ich sonne mich in ihrem Glanze und fühle mich mit ihr in unsichtbarer Verbindung. Sie bemerkt meine Bewegung. Ich glaube im Spiegelbilde ein Zucken um Mund und in den Augen zu sehen.

Weiter fährt der Wagen durch die nächtlichen Straßen. Dann und wann klingelt laut die Glocke des Kutschers. Ich sitze und schaue in dem dunklen Spiegel immer und immer wieder diesen Kopf an mit dem braunen Haar und den tiefen Augen.

Draußen ist es bitter kalt und im Wagen nicht viel wärmer. Die Kälte muß ihr an den Beinen in die Höhe steigen: mit rascher, kräftiger Handbewegung schiebt sie den hellgrauen Rock erst links und dann rechts unter den Oberschenkel und klemmt ihn an beiden Seiten fest, sodaß sie nun dicht eingehüllt ist. Sie thut das energisch und ohne Scheu.

Meine Fahrt ist zu Ende, und ich steige aus. Draußen bleibe ich stehen und sehe dem Wagen nach, bis er an der nächsten Ecke verschwindet.

7.

Versäumt.

Ein Traumbild.

Hoch oben am Abhang steht auf leuchtenden Schienen ein leuchtender Wagen. Über ihn ist eine weiche schwere dicke Decke gebreitet von grauer Farbe hinter der Gelb wie die Sonne hinter Wolken durchscheint. Unten am überhängenden Rande schwarze verschwimmende Streifen, wie ausgelöscht. Streicheln, streicheln möchte man die Decke.

Eine in der Luft schwebende Treppe führt vom Abhang hinab. Ich bin unten. Früher war ich einmal oben. Da setzt sich der leuchtende Wagen den die weiche schwere Decke umhüllt, in Bewegung, wie von unsichtbarer Kraft gezogen. Ich eile, springe, haste zur Treppe. Will die letzte Stufe erreichen, da lähmt mich eine unwiderstehliche Gewalt, es liegt wie ungeheure Last auf mir, ich kann nicht empor. Ich sinke an der Treppe nieder und umfasse die letzte eiserne Stufe die meine Füße nicht erreichen konnten, mit beiden Händen und sinke nieder. Die Kälte des Eisens strömt durch meinen Körper. Droben sehe ich den leuchtenden Wagen mit der weichen schweren Decke fortgleiten, erst langsam, dann immer schneller.

8.

Elise S.

Sie ging die Nordseite der Linden hinauf. Mit der linken Hand hatte sie die dunklen Kleider gerafft. Sie schienen schwer zu sein und lasteten in ihrer Hand. Alles an ihr war schwer, nicht bloß die Stoffe. Aber es lag nicht schwer auf ihr, es drückte nicht auf sie, sondern sie lastete. Ich hatte niemals solch einen Gang gesehen. Es lag etwas Tragisches darin. Und es war eine Erscheinung, wie sie dahinging im Licht der Frühlingssonne, umgeben vom unruhigen Menschengewühl — — —

Oft hatte ich sie gesehen. Niemals so. Zum ersten Male glaubte ich sie geschaut zu haben wie sie ist.

Und zum zweiten Male hat sie sich mir offenbart im Traume. Da stand sie wieder in demselben schwarzen Kleide und hielt eine mächtige goldene Schale in beiden Händen hoch über ihrem Kopfe. Allmählich geben die Hände nach, die Schale wird immer schwerer und schwerer und sinkt langsam abwärts. Da verwandelt sich die Erscheinung. Ein weißes Gewand fließt von ihren Schultern, sie hält die Schale mit niedergestreckten Händen, und vor ihr kniet die Gestalt eines Mannes, die goldene Schale haltend und aus ihr trinkend. Sie aber spricht langsam die Worte:

Ich gebe dir alles, das Höchste und das Schwerste.

9.

Gebrochene Blumen.

Sie wachte auf. Der Morgen dämmerte.

Ein seltsames Bild hatte sie gesehen das sie ängstigte. Sie konnte es nicht los werden. Wohin sie sah, immer schoben sich die Gegenstände zu diesem Bilde zusammen. Und der aufgehende Tag malte es auf die trüben Fensterscheiben.

Sie sah sich in weitem weichem Kleide auf einem großen abschüssigen Felssteine liegen, wie willenlos hingesunken und mit geschlossenen Augen. An der linken Seite kniet der Geliebte, die Arme um ihren Leib geschlungen und das Gesicht in ihrem Schoß. Um sie herum ein wunderbarer Garten voll der herrlichsten Blumen. Doch seltsam, die Blumen sind gebrochen und liegen auf dem grünen Rasen in allen Farben. Einige sind nur eingebrochen und hängen matt herab. Eine schwüle Sonnenglut welkt sie. Und müder Duft geht von all den gebrochenen Blumen aus und legt sich schwer wie Wolken auf die beiden Menschenkinder.

Ringsum unendliche Stille.

10.

Ich habe meine Braut gesehen.

Als sie nach Hause kam, ging sie sofort in ihr Zimmer, setzte sich hin und sann nach. Die Begegnung hatte sie getroffen. Dieses unverhohlene Erstaunen, dieses rückhaltlose Bewundern, diese höchste Ehrfurcht, die auf seinem Gesichte offen dalagen, hatten sie grenzenlos verwirrt. Wie konnte sie solch mächtigen Eindruck hervorrufen? Sie ging zum Spiegel und sah ihr Gesicht. Sie trat zurück und sah ihre Gestalt. Und es kam etwas über sie, als sei sie Königin geworden.

Sie streichelte mit beiden Händen ihr Gesicht und fuhr liebkosend über das weiße Vorhemd und das dunkelblaue Kleid. Sie fing an zu sprechen, lose Worte, und fühlte, wie weich und voll ihr die englischen Laute von den Lippen klangen. Und wie sie so sprach, sah sie sein Gesicht ihr lauschend zuhören. Sie schloß die Augen und sah sich auf der Leipziger Straße stehen, wartend auf die Pferdebahn. Sie sah sich einsteigen und sein Gesicht aufleuchten, wie bei einer Erscheinung. Sie fühlte sich ihm gegenübersitzen und leise zittern. Sie sah, wie er ihr Lachen und Plaudern einsog, um es für immer zu bewahren. Sie sah ihn plötzlich aufspringen und verschwinden.

Sie liebkoste sich und ihr Kleid. Sie ging auf und ab und fühlte den elastischen Gang ihres Körpers. Sie sprach und fühlte ihre Worte.

Sie fühlte ihr Dasein wie eine Königin.

Übersicht.

Otto Julius Bierbaum:

Die Schlangendame.

2. Auflage. Mit 38 Zeichnungen von Felix Vallotton.

Brosch. M. 2. In Pergamentbd. M. 3. Luxusausgabe M. 6.

Otto Erich Hartleben gewidmet.

Die 19 Kapitel sind überschrieben:

Er hatte nie den Ehrgeiz besessen ein Gelehrter zu werden.
Haben Sie schon einmal junge Stiere gesehen?
Ein aufdringliches thörichtes infames, ein überflüssiges Fremdwort.
Das grenzt schon an Pommern!
Ein solcher Stier geht ruhig fürbaß.
Er war nicht happig.
Ist sie nicht wie die Morgenröte lieblich?
Ich denke: die Situation ist klar.
Unglaublich, wohin überall sie ihren Kopf stecken konnte.
Mädchen, Mädchen, studiere die Architektonik moderner Gelehrsamkeitstempel!
Ich bin doch nicht Dein Alter!
Aber das streift ja ans Aschgraue!
Prolet, der Du bist!
Was stöhnst Du denn so?
Paul! Himmelherrgott, Paul! Nein!? Ja!? Herrgott, Paul!
Ich glaube, die Situation zu durchschauen.
Sie thun meinem Zartgefühl nicht weh damit.
Also sprach die Moral.
Wie Bildung und Erziehung den Menschen ziert.

Moderner Musenalmanach.

Band I und II.

Ein Sammelwerk deutscher Kunst.

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum.

Brosch. à M. 5.—

vornehm gebunden im Prachtband nach einer Originalzeichnung

von Franz Stuck à M. 6.—.

Beide Bände zusammen M. 10.—.

Das im vornehmsten Stile ausgestattete, mit zeichnerischen Original-beiträgen von

Fidus, L. von Hofmann, Graf Kalckreuth, Albert Keller, Max Liebermann, Rudolf Maison, Gabriel Max, Strathmann, Franz Stuck, Hans Thoma, Wilhelm Trübner und Fritz von Uhde (im ganzen 39 Illustrationen) geschmückte Werk giebt einen prächtig orientierenden Blick über das

Schaffen der jungen, modernen Dichtergenerationen; es ist ein kunsthistorisches Denkmal ohne jeden Vergleich!

Die hauptsächlichsten Beiträge lieferten:

Alberti, Bahr, Bierbaum, Bleibtreu, Busse, M. G. Conrad, Anna Croissant-Rust, Dehmel, Dörmann, Evers, Falke, Flaischlen, delle Grazie, Gumppenberg, Halbe, Hansson, Heinrich Hart, Julius Hart, Hartleben, Heiberg, Henckell, Hille, Holz, Jacobowsky, Maria Janitscheck, Liliencron, Loris, Mackay, Ompteda, Panizza, Julius Petri, Hermine von Preuschen, Przybyszewski, Ernst Rosmer, Scharf, Schaukal, Scheerbart, Schlaf, Schnitzler, Tovote, Wille und Ernst von Wolzogen.

Von den gesperrt gedruckten Autoren sind den beiden Bänden Portraits beigegeben.

Dramatische Werke:

Otto Julius Bierbaum. Lobetanz. Ein Singspiel in 3 Aufzügen. Mit Titelvignette von Th. Th. Heine . . . M. 2.—
In Seide gebunden „ 3.—
— **Die vernarrte Prinzeß.** Ein Fabelspiel in 3 Bildern. Mit Illustrationen von E. R. Weiß . . . . . . „ 3.—
Anna Croissant-Rust. Der standhafte Zinnsoldat, Drama in 3 Akten. Mit Titelzeichnung von Richard Scholz . . „ 1.50
Richard Dehmel. Der Mitmensch, Drama in 5 Akten . . „ 3.—
Juliane Déry. D' Schand. Volksstück in 6 Bildern . . „ 1.—
Gabriel Finne. Die Eule. Einzig autorisierte Uebersetzung von Ernst Brausewetter . . . . „ 0.50
Detlev von Liliencron. Arbeit adelt. Genrebild in 2 Akten „ 1.—
— **Knut der Herr.** Drama in 5 Akten. . . . . . . „ 1.—
— **Die Merowinger.** Trauerspiel in 5 Akten . . . „ 1.—
— **Die Rantzow und die Pogwisch.** Schauspiel in 5 Akten „ 1.—
— **Der Trifels und Palermo.** Trauerspiel in 4 Akten . „ 1.—
Ernst Rosmer. Wir drei. 5 Akte . . . . „ 1.50
eleg. gebd. „ 2.50
Karl Rosner. Auferstehung. Schauspiel in 3 Aufzügen . „ 1.50
Wilhelm Schäfer. Jakob und Esau. Drama in 5 Akten und einem Vorspiel. Mit Titelzeichnung . . . . „ 1.50
Julius Schaumberger. Die neue Ehe. Drama in 4 Akten „ 1.—
— **Ein pietätloser Mensch.** Drama in 1 Akt . . . . „ 0.50
— **Künstlerdramen.** Enthaltend: Die Freude, Drama in 3 Akten. Ein pietätloser Mensch, Drama in 1 Akt. . . . . „ 2.—
Franz Servaes. Stickluft. Drama in 3 Aufzügen. Mit einer Vignette von Fidus . . . . „ 1.50

Otto Julius Bierbaum. 25 Jahre Münchener Hoftheatergeschichte. Eine kritische Würdigung der Theaterleitung Karl von Perfalls. Mit 70 Illustrationen . . . „ 3.—
Julius Schaumberger. Drehers Schlierseer Bauerntheater. Mit 20 Illustrationen. . . . . „ 1.—

In unserm Verlage erschienen

folgende lyrische Werke:

Carl Arno, Aus dem Leben. Zweite Auflage . . .	brosch.	M.	3.—
	geb.	„	4.—
Gustav Falke, Der Kuß. Ein Capriccio	brosch.	„	0,60
— Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum	brosch.	„	3.—
	geb.	„	4.—
Karl Henckell, Aus meinem Liederbuche	brosch.	„	3.—
	geb.	„	4.—
* * * Die Lieder des armen Kurti. Mit Titelbild von Richard Scholz	brosch.	„	1.50
Rud. Knussert, Lieder. Mit reichem Illustrationsschmuck	brosch.	„	3.—
	geb.	„	4.—
Theodor Lessing, Weiber. 301 Stoßseufzer über das schöne Geschlecht. Mit Illustrationsschmuck von Richard Scholz	brosch.	„	2.—
	geb.	„	3.—
Heinrich von Reder, Lyrisches Skizzenbuch . . .	brosch.	„	2.50
	geb.	„	3.50
— Rotes und blaues Blut	brosch.	„	1.—
	geb.	„	2.—
Benno Rüttenauer, Der kleine Bolland. Zwanzig fromm-heitere Legenden	brosch.	„	1.—
	geb.	„	2.—
Ludwig Scharf, Lieder eines Menschen. Zweite Auflage. Mit dem Porträt des Dichters	brosch.	„	2.—
	geb.	„	3.—
Georg Schaumberg, **Dies irae.** Mit dem Porträt des Dichters	brosch.	„	2.—
	geb.	„	3.—
Adolf Teichert, Für Israel! Mahn-, Weck- und Trostrufe. Neue Ausgabe	brosch.	„	3.—
	geb.	„	4.50
Arthur Wallpach, Im Sommersturm	brosch.	„	2.—
	geb.	„	3.—

Ed. Freyhoff's Buchdruckerei, Oranienburg.




BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 05676 907 6